



Zeitschrift für Diskursforschung

Journal for Discourse Studies

Herausgegeben von Reiner Keller | Werner Schneider | Willy Viehöver

- **Ingo H. Warnke / Daniel Schmidt-Brücken**
Die Analyse (post)kolonialer Diskurse?
- **María do Mar Castro Varela / Nikita Dhawan / Shalini Randeira**
(Neo-)Koloniale Diskurse – Postkoloniale Gegendiskurse
- **Carsten Junker**
Self-Aggrandizement: Discursive Effects of Early Abolitionist
Self-Positioning
- **Aqtime Gnouleleng Edjabou**
»Nos amis les Allemands«: Zum Diskurs der aktuellen
Deutschland-Begeisterung in Togo
- **Alexander Korte / Elisabeth Lingenfelser / Borbala Balazs**
Transkulturalität und deren Bedeutung im Alltag kinder- und
jugendpsychiatrischer Versorgung – eine Bestandsaufnahme
- **Philipp Dreesen**
Discursive Functions of [für + COLONIZED PEOPLE] in German Colonialism

Ausgezeichnet mit dem René-König- Lehrbuchpreis der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS)



Ludger Pries
Soziologie
Schlüsselbegriffe
Herangehensweisen
Perspektiven
2., überarbeitete Auflage 2016
286 Seiten
broschiert
€ 14,95
ISBN 978-3-7799-3384-7
Auch als **E-Book** erhältlich

Aus den drei Perspektiven soziales Handeln, soziale Ordnungen und sozialer Wandel sowie aus den drei Herangehensweisen – vom Individuum, von der Gesellschaft und von sozialen Verflechtungszusammenhängen aus – führt das Buch durch die systematische Vorstellung und Diskussion soziologischer Schlüsselbegriffe in das Fach ein. Jedes der dreizehn Kapitel beginnt mit einem konkreten Beispiel, anhand dessen jeweils soziologische Hauptbegriffe, wichtige Autoren und – in einem ersten Überblick – paradigmatische Betrachtungsweisen vorgestellt werden.

Aus dem Inhalt:

- Soziales Handeln ausgehend vom Individuum, von der Gesellschaft und von der Verflechtungsperspektive
- Soziale Ordnung ausgehend vom Individuum
- Soziale Ordnung: Die Gesellschaftsperspektive
- Soziale Ordnung aus der Verflechtungsperspektive
- Sozialer Wandel ausgehend vom Individuum
- Sozialer Wandel ausgehend von gesamtgesellschaftlichen Ordnungen

Inhaltsverzeichnis

Gastherausgeber: Ingo H. Warnke / Daniel Schmidt-Brücken

Reiner Keller / Willy Viehöver / Werner Schneider

Editorial 214

Ingo H. Warnke / Daniel Schmidt-Brücken

Die Analyse (post)kolonialer Diskurse? 216

María do Mar Castro Varela / Nikita Dhawan / Shalini Randeira

(Neo-)Koloniale Diskurse – Postkoloniale Gegendiskurse 222

Carsten Junker

Self-Aggrandizement – Discursive Effects of Early Abolitionist

Self-Positioning 241

Aqtime Gnouleleng Edjabou

»Nos amis les Allemands« – Zum Diskurs der aktuellen

Deutschland-Begeisterung in Togo 265

Alexander Korte / Elisabeth Lingenfelser / Borbala Balazs

Transkulturalität und deren Bedeutung im Alltag kinder- und

jugendpsychiatrischer Versorgung – eine Bestandsaufnahme 281

Philipp Dreesen

Discursive Functions of [für + COLONIZED PEOPLE] in German Colonialism 302

Editorial

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

die Herausgeber laden Sie herzlich zur Lektüre des nachfolgenden Heftes ein, das sich im weiten Feld (post-)kolonialer Diskurse bewegt. Dieses Special Issue der Zeitschrift für Diskursforschung bildet den Auftakt für weitere kommende Hefte, die sich in unregelmäßigen Abständen mit GastherausgeberInnen bestimmten Bereichen, Feldern und spezifischen Themen im Feld der Diskursforschung widmen werden. Die Gastherausgeber dieses ersten Themenheftes *Ingo H. Warnke* und *Daniel Schmidt-Brücken*, sehen es als Ausdruck eines »disziplinären Aufbruchs« der (Diskurs)linguistik in den Bereich der Postcolonial Studies an, entstand das Heft doch mit dem Anspruch, Sprache und Sprachgebrauch in kolonialen und postkolonialen Kontexten zu untersuchen, so *Philipp Dreese*s Betrachtungen der machtvollen grammatikalischen Konstruktion des Deutschen in kolonialzeitlichen Texten und den daraus resultierenden Rollenzuschreibungen und Relationierungen von Kolonisierenden und Kolonisierten. Es kommen eine Reihe von Autorinnen und Autoren zu Wort, die sowohl koloniale, neo-koloniale Diskurse und ihre Gegendiskurse (koloniale Raumdiskurse und postkoloniale Kämpfe um Gerechtigkeit) etwa auf der Basis von Rechtfertigungsnarrativen (*Maria do Mar Castro Varela*, *Nikita Dhawan*, *Shalini Randeria*) analysieren, wobei zugleich angestrebt wird, die Pfade des eigenen europäischen oder »nördlichen« Theorieselbstverständnisses zu überschreiten. Dies gilt etwa für die Untersuchung des englischsprachigen Diskurses über die Abschaffung der Sklaverei und die diesbezüglichen Positionierungsstrategien der Sklavereikritiker (*Carsten Juncker*) oder der Untersuchung der jüngsten Deutschlandbegeisterung in Togo von *Aqtime Gnoueleng Edjabou*, wobei der Autor in historischer Perspektive diskursive Transformationen in der Kolonisierung wie der Dekolonisierung Togos durch die Deutschen und das Überdauern paternalistischer Muster im Rahmen von Erinnerungskulturen beleuchtet. Dass die Autoren, wie die Herausgeber des Themenheftes, die Diskursivität kolonialer Konstellationen im Visier haben, ist nicht überraschend, wohl aber das Ansinnen, die Leserinnen und Leser auf die »Kolonialität von Diskursen« aufmerksam zu machen, die auch die Diskursanalysen im Feld der Geistes- und Sozialwissenschaften prägt. Konzeptionell wünschen die Beiträge zudem, ein enges Verständnis von Diskursanalysen zu überschreiten und insbesondere Aspekte eines »kolonialen Dispositivs« in den Blick zu nehmen, so etwa dann, wenn Transkulturalität, im engen Bezug zum postkolonialen Diskurs stehend, als Faktor therapeutischer Praktiken in den Fokus der Analyse gelangt und Identitätsbildungsprozesse von Jugendlichen zum Gegenstand

postkolonial ausgerichteter Analysen werden (*Alexander Korte, Elisabeth Lingenfeller, Borbola Balazs*).

Stimmt man dem Urteil der Herausgeber dieses Themenheftes zu, so besteht Grund zur Annahme dass auch wissenschaftliche Disziplinen wie die Sprachwissenschaften letztlich nur in Relation zu kolonialen Konstellationen zu denken und zu verstehen sind. Man darf vermuten, dass das was für die Sprachwissenschaften gilt, auch für andere Disziplinen Geltung haben dürften und insofern kann die Analyse (post-)kolonialer Konstellationen künftig, über die Grenzen der Disziplinen hinweg, einen wichtigen Beitrag zur (sprachwissenschaftlich informierten) sozialwissenschaftlichen Aufklärung leisten.

Wir wünschen Ihnen viel Freude beim Lesen,

Willy Viehöver, Reiner Keller, Werner Schneider

Anschriften:

Prof. Dr. Willy Viehöver
Lehrstuhl für Soziologie
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg
wilhelm.viehoever@phil.uni-augsburg.de

Prof. Dr. Reiner Keller
Lehrstuhl für Soziologie
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg
reiner.keller@phil.uni-augsburg.de

Prof. Dr. Werner Schneider
Lehrstuhl für Soziologie/Sozialkunde
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg
werner.schneider@phil.uni-augsburg.de

Die Analyse (post)kolonialer Diskurse?

Diskursanalyse und (Post)Kolonialismus als Gegenstände eines Themenheftes der *Zeitschrift für Diskursforschung* zu behandeln, bedeutet mancherlei. Zunächst heben wir hervor, dass es einen deutlich benannten Einspruch gegen eine an Foucault orientierte Analyse gesellschaftlicher Sagbarkeitsbedingungen im Kontext von Rassismus, Sklaverei und damit auch Kolonialismus gibt, den prominent Saidiya Hartman erhoben hat, wenn sie feststellt, dass Foucaults Machtanalyse irrtümlicherweise von einem grundsätzlichen Spielraum auch Unterwerfener in Herrschaftsverhältnissen ausgeht. Hartman rückt dabei Machtstrukturen der Sklaverei in den Fokus. Das Problem eines Foucaultschen Ansatzes sei es, »that it assumes that all forms of power are normatively equivalent, without distinguishing between violence, domination, force, legitimation, hegemony, et cetera« (Hartman 1997, S. 54 f.). Sklaverei sei im Gegensatz charakterisiert »by direct and simple forms of domination, the brutal asymmetry of power, the regular exercise of violence, and the denial of liberty that make it difficult, if not impossible, to direct one's own conduct, let alone the conduct of others« (ebd., S. 55).

Wir sehen hier Foucault als weißen, europäischen Intellektuellen und trotz, vielleicht sogar gerade infolge seiner nicht heteronormativen, männlichen Position als jemanden, der aus dem Zentrum einer ehemaligen Kolonialmacht über Sklaverei spricht und dabei Wesentliches übersieht. Foucaults Autorität lässt sich in kritischer Perspektive schnell in ein Licht rücken, das im Kontext verbreiteter sozial- und auch geisteswissenschaftlicher Bewunderungshaltungen seinem Werk und seiner Person gegenüber erstaunen mag. Nehmen wir etwa die Linguistik als geisteswissenschaftliche Disziplin – und aus dieser Wissenschaft heraus sprechen wir – dann galt die Beschäftigung mit und die Inspiration durch Foucault lange Zeit als marginal, erst seit den späteren 1990er-Jahren hat sich das Fach zunehmend an Foucault orientiert und seine text- und gesprächsorientierten Gegenstände um Fragen zu epistemischen Ordnungen erweitert und nach und nach als Teil der eigenen Disziplin verstanden. Dies war nicht unbedingt immer der Einsicht in eine entsprechende Notwendigkeit geschuldet, sondern auch Folge eines Generationenwechsels an den Schaltstellen des Feldes. Aus einem solchen Fach heraus – das sich mit Verweis auf Foucault neu aufgestellt hat – ausgerechnet die Errungenschaften und wesentlichen Weiterungen einer Diskurslinguistik durch postkoloniale Fragestellungen in Zweifel zu ziehen oder neu zu kontextualisieren, bedeutet auch, eigene und lieb gewonnene Positionen in Frage stellen zu müssen oder zu wollen.

Gibt es aber die Option, eine Position wie die von Saidiya Hartman zur Sklaverei einfach zu überlesen? Sollten wir ernsthaft darüber nachdenken, wenn wir kritische Positionen kennen und zudem ein Themenheft zur Analyse postkolonialer Diskurse, zu

Diskursanalyse und Postkolonialismus herausgeben? Wir sind der Auffassung, dass dies nicht angemessen wäre.

Was ist aber eine angemessene Reaktion (auch) auf kritische postkoloniale Stimmen (zu/gegen Foucault)?

Zunächst halten wir fest, dass wir Kolonialismus nicht als diskursives Ereignis ansehen, so wie es etwa der 24. Oktober 1929 als so genannter *Black Thursday* ist – um ein beliebiges Beispiel zu wählen. Kolonialismus ist ein Dispositiv, das Diskurse strukturiert – und dies über einen ausgesprochen langen Zeitraum. Interessanterweise wird die strukturierende Kraft des Dispositivs selbst in der Regel nicht thematisiert, sodass koloniale Haltungen, Einstellungen, neokoloniale, antikoloniale und weitere auf Kolonialismus bezogene Positionen häufig explizit nicht erkennbar sind, sondern implizit strukturierend wirken. Das Dispositiv ist außerdem nicht gebunden an die faktische Realisierung kolonialer Machtausübung im buchstäblichen Sinne, sondern manifestiert sich auch jenseits von Kolonisierten, Kolonien, Kolonialmächten und Kolonisatoren. Kolonialismus zeitigt Effekte, die weit über das Thema Kolonialismus hinausgehen und sich mithin nicht nur in spezifischen historischen Ereignissen manifestieren. Kolonialismus ist kein diskursives Ereignis und auch kein Thema, sondern im Hinblick auf Diskurse ein Regelwerk; und dies nicht zuletzt für wissenschaftliche Praktiken, wie überhaupt für die Geschichte von westlichen bzw. nördlichen akademischen Disziplinen.

Dabei darf nicht vergessen werden – und uns ist bewusst, dass wir dies aus unserer Position besonders betonen sollten –, dass Kolonialismus etwa von Ania Loomba als Katastrophe konzipiert wird, denn im Kolonialismus seien Menschen eingeschlossen »into the most complex and traumatic relationships in human history« (Loomba 1998, S. 2).

Wir ziehen aus dieser ersten Überlegung drei Schlüsse:

1. Weder ist es theoretisch möglich noch wäre es historisch angemessen, Kolonialismus als einen Gegenstand von Diskursanalyse zu konzipieren, jedenfalls dann, wenn damit eine Simplifizierung auf ein historisches Ereignis oder eine thematische Konstellation von Kommunikationsgemeinschaften verbunden wäre.
2. Kolonialismus als wissenschaftlichen Gegenstand zu behaupten, bedeutet, sich einem gravierenden, komplexen und traumatischen Beziehungsgewebe global vernetzter Subjekte zu nähern, in dem Herrschaftsverteilungen und verfestigte Macht bis dato wirksam sind. Es wäre unangemessen, Kolonialismus einfach zu historisieren, weil dabei die eigene wissenschaftliche Position als unabhängig erschiene, was unzutreffend ist. Wissenschaft, wie wir sie kennen, ist Teil und Effekt auch des kolonialen Projektes.
3. Diskursanalyse kann im Rahmen einer Beschäftigung mit Kolonialismus nicht als neutrale Metatheorie in Anwendung gebracht werden, weil sie durch ihre eigene Einbindung in westliche Denktraditionen und gedankliche Befreiungsbewegungen – etwa durch Umwertungen strukturalistischer Linguistik, durch eine kritische Relektüre der Philosophie der Aufklärung oder durch Infragestellung des Existentialismus, um nur Beispiele zu nennen – mit der Geschichte ehemaliger Kolonialmächte selbst eng verbunden ist. Diskursanalyse ist Teil in einer konstitutiven anderen Seite westlicher bzw. nördlicher Ideengeschichte, sie wurzelt auch in dem, was Mignolo (2011) die *Darker Side of Western Modernity* nennt.

Eine absolute Unmöglichkeit wissenschaftlicher Auseinandersetzung sehen wir deshalb aber nicht, und damit verbunden ist unsere zweite Überlegung. Im Gegenteil würden wir ja mit einer nihilistischen Position übersehen oder sogar übergehen, dass Geistes- und Sozialwissenschaft in einer Verantwortung zur eigenen Konfrontation mit einem sie selbst formierenden Dispositiv stehen. Geistes- und Sozialwissenschaften sollten sich mit dem Dispositiv des Kolonialismus befassen, sowohl als wissenschaftlichem Gegenstand als auch als Teil der eigenen Geschichte und damit Positionierung. Wir gehen davon aus, dass mit weißen Selbstbeschuldigungen nichts gewonnen wäre, wenn sie letztlich eher ein moralisches *aggrandizement* (Junker 2016, S. 449 ff.) beförderten als eine Auseinandersetzung mit eigenen Standpunkten. Sarah Ahmed (2004) hat in einer Polemik dieses Problem bereits vor über zehn Jahren herausgestellt. Wir sollten auch nicht darüber hinwegsehen, dass Kommunikationsgemeinschaften durchaus auch koloniale Sachverhalte verhandeln; Kommunikation und Diskurs sind keineswegs nur Begleiter von kolonialen Machtverhältnissen, sondern höchst wirkungsvolle Instrumente ihrer Gestaltung.

Schließlich ist es nicht zuletzt Foucault selbst – um ihn zumindest auch aus dem grellen Spot der Kritik wieder teilweise herauszustellen –, der in seiner Vorlesung vom 17. März 1976 die Frage danach stellt, was Rassismus letztendlich sei und damit eine wesentliche Bedingung von Kolonialismus und Sklaverei eben gerade nicht übersieht, sondern in scharfe Wort fasst, die zu Ania Loombas Position durchaus passt:

»Die erste Funktion des Rassismus liegt darin, zu fragmentieren und Zäsuren innerhalb des biologischen *Kontinuums*, an das sich die Bio-Macht wendet, vorzunehmen. Der Rassismus hat aber noch eine zweite Funktion: Ihm kommt die Aufgabe zu, eine positive Beziehung vom Typ ›je mehr du töten wirst, um so mehr wirst du sterben machen‹, oder ›je mehr du sterben läßt, um so mehr wirst du eben deswegen leben‹, aufzubauen.« (Foucault 2001, S. 301)

Hier zumindest können wir nicht erkennen, dass Foucault einem gravierenden Trauma der machtvollen Unterwerfung aus dem Weg geht.

Ein Themenheft der *Zeitschrift für Diskursforschung* dem Gegenstand Diskursanalyse und Postkolonialismus zu widmen, ist mithin sinnvoll, auch wenn schnell deutlich wird, dass damit reaktionsbereite Konzepte in radikale Beziehungen zueinander gestellt werden.

Als Linguisten mit offensichtlichen interdisziplinären Interessen – bei gleichzeitigem Bekenntnis aber auch zu Disziplinarität – ist es uns dabei ein besonderes Anliegen, Kolonialismus als Teil der eigenen Forschungsagenda anzuerkennen und dabei nicht zuletzt auch eine Position im Kontext der Postcolonial Studies einzunehmen. Das entsprechende Projekt der *Postcolonial Language Studies* (Warnke/Stolz/Schmidt-Brücken 2016) haben wir jüngst ausführlich dargelegt; wir verweisen auf unsere dort angestellten Überlegungen und nicht zuletzt auf unseren Hinweis, dass die Linguistik erstaunlicherweise bisher in den Postcolonial Studies keine deutlich erkennbare Rolle gespielt hat. Dass dafür die Linguistik nicht unwesentlich selbst verantwortlich ist, übersehen wir dabei keinesfalls.

Das vorliegende Heft ist also auch Ausdruck eines disziplinären Aufbruchs der Linguistik im Allgemeinen und der Diskurslinguistik im Besonderen. Dass die *Zeitschrift für Diskursforschung* einem solchen Vorhaben mit ihrem interdisziplinären Zuschnitt einen Rahmen gibt, begrüßen wir sehr.

Nun kann das vorliegende Themenheft – das wir gerade nicht disziplinär fokussiert haben – nicht mehr und nicht weniger sein, als ein in gewisser Hinsicht zufälliger und fragmentierender Ausschnitt aus aktuellen Diskussionen. Das Fragmentarische dieser Momentaufnahme ist hier Teil unseres Programms, denn wir streben weder an, besonders exemplarische Positionen zusammenzutragen, noch etwa stellvertretend für postkoloniale Theorie und Analyse an sich zu sprechen. Dennoch haben wir wichtige Vertreter*innen ihrer jeweiligen Felder für unser Projekt gewinnen können, wofür wir ebenfalls dankbar sind. Angesichts der aufgezeigten Problematiken wäre jede Behauptung von Repräsentativität der vorliegenden Beiträge – selbst wenn sich die Möglichkeit dazu überhaupt böte – für uns selbst wenig überzeugend.

Unser Anliegen lässt sich recht einfach umreißen als Kennzeichnung einer Notwendigkeit, aus eigenen nördlichen Theorieselbstverständnissen (vgl. Connell 2007) herauszutreten, weil wir deren diskursive Relativität in Bezug auf das koloniale Dispositiv erkennen und zu erkennen geben wollen. Als Linguisten müssen wir selbstkritisch festhalten, dass es Sprachwissenschaft in unserem heutigen Verständnis ohne Kolonialismus nicht gäbe.

Den Beginn des vorliegenden Heftes macht ein Beitrag aus den selbst interdisziplinären Postcolonial Studies. *María do Mar Castro Varela*, *Nikita Dhawan* und *Shalini Randeria* durchdenken »(Neo-)Koloniale Diskurse – Postkoloniale Gegendiskurse« unter verschiedenen forschungsgeschichtlichen Aspekten. Von ersten kolonialdiskursiven Analysen bei Aimé Césaire über Edward Saids prominentes Werk *Orientalism* (1978) bis zu jüngsten postkolonialen Arbeiten, die sich explizit, implizit oder auch nicht an Foucaults Diskurs- und Dispositivbegrifflichkeit orientieren, werden insbesondere Positionen der Kritischen Diskursanalyse unter dem Aspekt epistemischer Gewalt in (post)kolonialen Kontexten herausgestellt.

Der literaturwissenschaftliche Beitrag von *Carsten Junker* zu »Self-Aggrandizement – Discursive Effects of Early Abolitionist Self-Positioning« untersucht den transatlantischen englischsprachigen Diskurs zur Abschaffung der Sklaverei im 18. und frühen 19. Jahrhundert. Der Einfluss verschiedener Analyseansätze auf die (post)koloniale Diskursanalyse wird dabei durch die Bezugnahme auf dekoloniale, afro-pessimistische und queer-theoretische Lesarten abolitionistischer Texte dokumentiert. Im Fokus des Beitrags stehen diskursive Positionierungsstrategien von Sklavereikritikern, die das machtabstabilisierende Moment eines in der Regel als emanzipatorisch begriffenen Diskurses deutlich machen.

In seinem diachron orientierten Beitrag »Nos amis les Allemands« – Zur aktuellen Deutschland-Begeisterung in Togo« fokussiert *Aqtime Gnoueleng Edjoubou* die diskursive Zuschreibung eines Musterstatus der ehemaligen deutschen Kolonie Togo. Indem der Autor die Verbindungen historischer und diskursiver Entwicklungen in der Kolonisation und Dekolonisation Togos durch Deutschland von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in

die jüngere Geschichte nachzeichnet, weist er auf die Persistenz eines paternalistischen Vorurteils deutscher Diskursakteure hinsichtlich Togos und seiner Bevölkerung hin. Hervorgehoben sei hier die Herausarbeitung positiver Resonanz in afrikanischen Diskursen, die diese deutschen Positionen historisch und aktuell erfahren.

Einen in der Diskursanalyse – der postkolonialen zumal – selten vertretenen disziplinären Zugang eröffnen *Alexander Korte*, *Elisabeth Lingenfeller* und *Borbala Balazs* in ihrem Beitrag über »Transkulturalität und deren Bedeutung im Alltag kinder- und jugendpsychiatrischer Versorgung – eine Bestandsaufnahme«. Im Vordergrund des Beitrags stehen paradigmatische Aspekte des Faktors Transkulturalität für die kinder- und jugendpsychiatrische und -psychotherapeutische Praxis. Die Autor*innen reflektieren die sich daraus ergebenden Konsequenzen auch vor dem Hintergrund postkolonialer Konstellationen, die sowohl auf der gesellschaftlichen Makroebene als auch auf der Mikroebene transethnischer Milieus relevant werden, in denen Jugendliche leben. Im Fokus stehen dabei Fragen der Identitätsbildung von Jugendlichen als Gegenstand postkolonial informierter Diskursanalyse.

Der linguistische Beitrag über »Discursive Functions of [für + COLONIZED PEOPLE] in German Colonialism« von *Philipp Dreesen* beleuchtet eine grammatische Konstruktion des Deutschen in einem Korpus kolonialzeitlicher deutschsprachiger Texte. Die Untersuchung zeigt, dass Strukturen, die eine präpositionale Semantik und in Texten referierte kolonisierte Personen(gruppen) syntaktisch verknüpfen, Hinweise auf diskursiv konstituierte Machtbeziehungen in kolonialen Kontexten liefern können. Der diskursgrammatische Beitrag differenziert dabei finale, benefaktive, repräsentative und restriktive Bedeutungen der Präposition *für*.

Das breite disziplinäre Interesse an diskursanalytischen Zugängen zu kolonialen und postkolonialen Konstellationen, das das vorliegende Heft dokumentiert, weist auf die Vielzahl relevanter Untersuchungsaspekte in den Postcolonial Studies hin, die hier nur angerissen werden können. Wir hoffen, damit das verstärkte Nachdenken über die Diskursivität von Kolonialität wie auch die Kolonialität von Diskursen im Kontext sozial- und geisteswissenschaftlicher Diskursanalyse zu befördern. An die Diskursanalyse anschließend und diese theoretisch, methodisch und gegenstandsbezogen auch erweiternd, ist sicher in Zukunft verstärkt an eine Analyse des kolonialen Dispositivs an sich zu denken (vgl. Warnke/Schmidt-Brücken angenommen).

Dieses Sonderheft ist entstanden im Rahmen der Creative Unit »Koloniallinguistik – Language in Colonial Contexts«, einer DFG-geförderten Exzellenzmaßnahme im Rahmen des Zukunftskonzepts der Universität Bremen. Wir danken allen Kolleg*innen, mit denen wir im Rahmen dieser Förderung in den letzten Jahren zusammenarbeiten und uns fachlich austauschen durften, für die Unterstützung unserer Interessen und für die vielen Diskussionen, Anregungen und wesentlichen Hinweise, die unsere eigene wissenschaftliche Position und Positionierung in den letzten Jahren nachdrücklich mitbestimmt hat.

Literatur

- Ahmed, S. (2004): Declarations of Whiteness: The Non-Performativity of Anti-Racism. In : borderlands 3/2, www.borderlands.net.au/vol3no2_2004/ahmed_declarations.htm (Abruf 30.5.2016).
- Connell, R. (2007): southern THEORY. The global dynamics of knowledge in social science. Crows Nest: Allen and Unwin.
- Foucault, M. (2001): In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975–76). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hartman, S. (1997): Scenes of Subjection: Terror, Slavery, and Self-Making in Nineteenth-Century America. New York: Oxford University Press.
- Junker, C. (2016): Patterns of Positioning. On the Poetics of Early Abolition. Heidelberg: Winter.
- Loomba, A. (1998): Colonialism/Postcolonialism. London and New York: Routledge.
- Mignolo, W. D. (2011): The Darker Side of Western Modernity. Global Futures, Decolonial Options. Durham: Duke University Press.
- Said, E. (1978): Orientalism. London: Routledge and Kegan.
- Stolz, Th./Warnke, I. H./Schmidt-Brücken, D. (Hrsg.) (2016): Sprache und Kolonialismus. Eine interdisziplinäre Einführung zu Sprache und Kommunikation in kolonialen Kontexten. Berlin, München und Boston: De Gruyter.
- Warnke, I. H./Schmidt-Brücken, D. (angenommen): Kolonialismus. In: Kilian, J./Niehr, Th./Wengeler, M. (Hrsg.): Handbuch Sprache und Politik. Bremen: Hempen.

Anschriften:

Prof. Dr. Ingo H. Warnke
 Universität Bremen
 Deutsche Sprachwissenschaft/Interdisziplinäre Linguistik
 iwarnke@uni-bremen.de

Dr. Daniel Schmidt-Brücken
 Universität Bremen
 Geisteswissenschaftliche Verbundforschungsinitiative »Worlds of Contradiction«
 schmidtbruecken@uni-bremen.de

María do Mar Castro Varela/Nikita Dhawan/Shalini Randeria

(Neo-)Koloniale Diskurse – Postkoloniale Gegendiskurse

Zusammenfassung: Nicht nur um die koloniale Herrschaft zu verstehen, sondern vor allem um ihr zu widerstehen, wurden die kolonialen Rechtfertigungsnarrative immer wieder untersucht, ihre Gewaltförmigkeit offengelegt und mit Gegendiskursen in diese interveniert. Anhand ausgewählter Felder wird nachgezeichnet, wie diskursanalytische Perspektiven postkoloniale Untersuchungen durchziehen. Es werden sowohl (post-)koloniale Raumdiskurse skizziert, als auch Gegendiskurse vorgestellt. Erstere ermöglichen es, einen Blick in die imaginative Geographie der (post-)kolonialen Welt zu werfen, während letztere die Komplexität und Kompliziertheit postkolonialer Kämpfe um Gerechtigkeit präsentieren.

Schlagwörter: Koloniale Diskursanalyse, Dekolonisierung, Orientalismus, Raumdiskurse, epistemische/diskursive Gewalt

Abstract: The analysis of justificatory narratives of colonialism and their consequences not only helps understand the violence of colonial discourses, but also mobilizes resistance against them and facilitates counter-discourses. Focusing on specific fields, the effort here is to trace discourse analytical perspectives underlying postcolonial interrogations. Both (post-)colonial spatial discourses as well as counter-discourses are presented and discussed. The former enable insights into the imaginative geography of the (post-)colonial world, while the latter help understand the complexities and intricacies of postcolonial struggles for justice.

Keywords: colonial discourse analysis, decolonization, orientalism, space discourses, epistemic/discursive violence

– They talk to me about civilization. I talk about proletarianization and mystification. (Aimé Césaire)

1 Einleitung

Lange bevor Edward Said *Orientalism* (1978/2003) und damit die erste koloniale Diskursanalyse vorgelegt hat, veröffentlichte Aimé Césaire 1950 seine Schrift »Kolonialdiskurs« (*Discourse sur le colonialisme*). Recht früh wurde in den Kolonien die angebliche Wahrhaftigkeit des kolonialen Diskurses infrage gestellt. Nicht nur um die koloniale Herrschaft zu verstehen, sondern vor allem um ihr zu widerstehen, wurden die kolonialen Rechtfertigungsnarrative immer wieder untersucht, ihre Wirkungen dargelegt und mit Gegendiskursen in diese interveniert. So beschreibt Césaire in seinem Essay nicht nur die Brutalität der kolonialen Herrschaft, sondern arbeitet auch die diskursiven Widersprüche heraus, die den Kolonialdiskurs durchziehen. Unter anderem dekonstruiert er die Schriften des französischen Orientalisten Ernest Renan (1823-1892), der die koloniale Zivilisierungsmission mit der Behauptung zu legitimieren suchte, die Menschlichkeit verlange nach einer Regeneration der »inferioren und degenerierten Rassen«, die durch die »überlegenen Rassen« geleistet werden müsse (Césaire 1950/1972, S. 4). Dis-

kursanalytisch ist hier insbesondere bemerkenswert, dass die angebliche Überlegenheit der weißen EuropäerInnen und Renans eigener Rassismus in keinem Gegensatz zum gleichzeitig von ihm und anderen seiner ZeitgenossInnen geforderten Humanismus und propagierten Liberalität zu stehen scheinen. Ein für den Kolonialdiskurs geradezu typischer Widerspruch.

Renan findet auch in Saids Studie *Orientalism* Erwähnung. In dieser gelingt es dem Literaturwissenschaftler nachzuzeichnen, wie die europäischen Wissenschaften im Zuge der Kolonisierung spezifische Wissensarchive herausbildeten, die eine Herrschaft über den Orient erst ermöglichten. In Renans Schriften und denen anderer Orientalisten wird der Orient zu einem Raum, den es zu entdecken und beherrschen gilt (Said 1978/2003, S. 15, 63). In *Orientalism*, dem Buch, das zu Recht als das Gründungsdokument postkolonialer Theorie gilt, zeichnet Said mittels einer diskursanalytischen Untersuchung die Entwicklung einer Repräsentationsmatrix nach, die er als »Orientalismus« bezeichnet. Der Orient wird von ihm als diskursiver Effekt beschrieben, der als textlicher Referent immer schon in seinen eigenen Repräsentationen verfangen bleibt. Selbst wenn vor *Orientalism* bereits vereinzelt Studien zu den diskursiven Strategien kolonialer Herrschaft existierten, so entsteht doch erst mit Saids Werk ein breiteres internationales und interdisziplinäres Forschungsinteresse (auch Said 1994), das konkret auf den Kolonialdiskurs und dessen Folgen zielt (Mills 1997, S. 114 ff.). Dabei werden kulturelle wie auch ökonomische Prozesse als sich bedingende Formationen des Kolonialismus betrachtet.

Mit den etwa zeitgleich im Vereinigten Königreich entstehenden *Cultural Studies* werden systematisch die kulturellen Beschreibungssysteme des Westens untersucht, die als Bestandteile des Kolonialdiskurses eine Macht- und Herrschaftsstrategie darstellen. Über eine Darlegung der Arten und Weisen, mit denen der Diskurs über die Anderen durch Europa seit dem 18. Jahrhundert als Strategie kultureller Dominanz institutionalisiert wurde, gelingt es, die Verbindung zwischen kolonialer Macht und kolonialem Wissen offenzulegen. So weist Said nach, dass die Taktiken der Wissensproduktion, die das Einholen von Informationen über andere Gesellschaften, Sprachen oder Religionen zum Ziel haben, zwar harmlos scheinen, doch in machtbeladenen Feldern letztlich eine imperialistische Genese darstellen. Vor allem in den Disziplinen, die »Interkulturalität« im Namen führen (etwa interkulturelle Philosophie), finden sich deswegen diskursive Kontinuitäten. Diese sind insbesondere dort erkennbar, wo das Lernen von anderen Kulturen als ethische Strategie vorgestellt wird.

Das Aufkommen postkolonialer Studien knüpft an mindestens zwei Momente an: zum einen an die Geschichte der Dekolonisierung sowie der Infragestellung europäischer »normativer Gewalt« und die Problematisierung dominanter »Rassen«-, Kultur-, Sprach- und Klassendiskurse durch die intellektuellen AktivistInnen anticolonialer Kämpfe und zum anderen an die Revolutionierung westlich intellektueller Traditionen durch den Poststrukturalismus, welcher die gängigen Konzepte von Macht, Subjektivität und Widerstand herauszufordern wusste. Diese zwei Diskurse bilden de facto eine dynamische Einheit (Loomba 1998, S. 20). Die koloniale Diskursanalyse als wichtiger Teil postkolonialer Theorie repräsentiert dabei eine bestimmte Lesart von Kolonialgeschichte, untersucht die Ko-Konstituiertheit von Ideen und Institutionen im Rahmen kolonialer

Herrschaft und erweitert so den Fokus kolonialer Geschichtsschreibung. Neben den materiellen und physischen Seiten des Kolonialismus wird die gewaltvolle Macht der Diskurse untersucht. Die scheinbar fixierten Grenzen zwischen Text und Kontext werden hier radikal problematisiert, um die Kontinuitätslinien innerhalb der Repräsentationsformen der Kolonisierten – aber auch die Brüche in der Repräsentation – und die Praktiken (neo-)kolonialer Macht offenzulegen (Moore-Gilbert 1997, S. 8).

»Aus der Vielfalt der Themen ragen besonders die Studien zum ›Empire zu Hause‹ heraus, vor allem die Auseinandersetzung mit kolonialen Diskursen und Fragen der Repräsentation. Die Analyse der ›imperialen Fantasien‹ hat eine weit verzweigte koloniale Kultur zum Vorschein gebracht, die über die organisierten Kolonialinteressen hinaus tief in die westlichen Gesellschaften hineinwirkte« (Conrad 2012, S. 9).

Nicht alle postkolonialen Studien beziehen sich, wie Saids *Orientalism* dies tut, auf Michel Foucaults Diskurs- und Dispositivbegriff, selbst wenn sie explizit diskursanalytisch vorgehen. Zudem werden oft Diskurse in den Arbeiten untersucht, ohne dass sogleich von einer Textanalyse im streng diskursanalytischen Sinne die Rede sein kann (etwa die Arbeiten von Stuart Hall).

Im vorliegenden Beitrag wird es weniger darum gehen, die Vorzüge der Diskursanalyse für postkoloniale Studien auszuloten, eher soll exemplarisch – anhand ausgewählter Felder – beleuchtet werden, wie diskursanalytische Perspektiven postkoloniale Untersuchungen durchziehen, die ein Studium gegenwärtiger gesellschaftlicher Verhältnisse ermöglichen, das von einer »Kolonialität der Macht« – im Sinne Aníbal Quijanos (2008) – geprägt bleibt. Zum einen werden (post-)koloniale Raumdiskurse skizziert und zum anderen postkoloniale Gegendiskurse vorgestellt. Erstere ermöglichen es, das postkoloniale »worlding« – Weltenmachen – und die imaginative Geographie zu beleuchten, während letztere die Komplexität und Kompliziertheit postkolonialer Kämpfe um Gerechtigkeit skizzieren helfen.

2 Kolonialer Diskurs und die Kolonialität der Macht

»Diskurse können gewissermaßen als ›Substrat‹ gesellschaftlicher Prozesse [...] gelten« (Bublitz 2003, S. 9). In diesem Sinne beschreibt der Kolonialdiskurs das ›Substrat‹ imperialistischer Prozesse: die historische Konstruiertheit der Post/Kolonie ebenso wie die sozialen, politischen, kulturellen und ökonomischen Folgen auf beiden Seiten der kolonialen Grenzziehungen. Ermöglicht wird dadurch eine umfassende Machtanalyse der kolonialen Unterwerfung, die dann nicht mehr als legitim hingenommen werden kann. Auch die Fortführung eurozentrischer Überlegenheits- und Unterwerfungsdiskurse wird so erschwert (Ahluwalia 2001).

Die Kritische Diskursanalyse (KDA) untersucht bekanntlich das Zusammenspiel zwischen Text und sozialen Machtverhältnissen. Im Sinne Foucaults werden Macht-Wissens-Komplexe herausgearbeitet, die deutlich machen, wie einerseits ein spezifisches

Wissen hergestellt und damit eine Herrschaft stabilisiert wird, die andererseits nach einem bestimmten Wissen verlangt. So war bekanntlich die Ausbeutung der Kolonisierten im heutigen Lateinamerika in einem solch grausamen Ausmaße nur möglich, weil es den Kolonisierenden gelang, einen Diskurs zu etablieren, der Menschen außerhalb Europas rassifizierte, klassifizierte und für minderwertig erklärte (Castro Varela/Dhawan 2015a, S. 25 ff.; Mignolo 1995; Pratt 1992).

»Gegenstand der Diskursanalyse« sind »komplex gesellschaftliche Verhältnisse« (Bublitz 2003, S. 11). Für koloniale Diskursanalysen bedeutet dies, dass das vielschichtige koloniale Geschehen im Mittelpunkt der Untersuchung steht. Wie Sara Mills feststellt, erlauben uns Foucaults Arbeiten, »die Rolle größer dimensionierter diskursiver Rahmen in den Blick zu nehmen« (1997, S. 132). So werden wichtige Fragen nach der Entstehung eines rassistischen Denkens, nach (neo-)kolonialen Wahrheitsregimes und den diskursiven Strategien einer neoliberalen Globalisierung gestellt, die dafür sorgen, dass eine Dekolonisierung kontinuierlich verhindert wird. Freilich muss der unkritische Einsatz von Foucaultschen Konzepten und Ideen auch problematisiert werden. Denn wenn Foucault sich etwa im Kontext von Biomacht und Biopolitik durchaus mit rassistischen Diskursen auseinandergesetzt hat (Foucault 2004; siehe auch Magiros 1995), so hat er es dennoch versäumt, sich systematisch mit der Folge kolonialer Herrschaft auseinanderzusetzen (kritisch etwa Stoler 1995). Gayatri Chakravorty Spivak hat bereits in *Can the Subaltern Speak?* (1988) bemerkt, dass diese Auslassung nicht folgenlos für seine Perspektivierungen war und wirft Foucault »unbeabsichtigten Eurozentrismus« vor. Unter anderem klagt Spivak Foucault – und auch Gilles Deleuze – an, die internationale Arbeitsteilung zu ignorieren und damit einem hegemonialen Kapitalismus in die Hände zu spielen (siehe hierzu Castro Varela/Dhawan 2015a, S. 186 ff.), während Ann L. Stoler (1995, S. vii) sich fragt, warum in Foucaults Studien koloniale Körper keine Rolle gespielt haben und was dieses Versäumnis für seine Auseinandersetzungen zur Interdependenz von Rassismus und der Herstellung des bürgerlichen Selbst hatte. Trotz dieser Beanstandungen hat Foucault zweifelsohne einen nicht zu vernachlässigenden Einfluss auf jegliche kritische Gesellschaftstheorie ausgeübt. Seine Ideen vom Zusammenhang von Macht und Wissen und der diskursiven Herstellung von Subjekten haben die Untersuchungen innerhalb der Gender und Queer Studies, kritischen Migrationsforschung und auch postkolonialen Theorie zweifelsfrei beeinflusst. In *Archäologie des Wissens* umschreibt Foucault den Diskurs als

»ein endliches, begrenztes, wünschenswertes, nützliches Gut, das seine Erscheinungsregeln, aber auch seine Aneignungs- und Anwendungsbedingungen hat. Ein Gut, das infolgedessen mit seiner Existenz (und nicht nur in seinen praktischen Anwendungen) die Frage nach der Macht stellt. Ein Gut, das von Natur aus der Gegenstand eines Kampfes und eines politischen Kampfes ist.« (Foucault 1981, S. 175)

Postkoloniale Studien betrachten dieses Gut unter der Perspektive epistemischer Gewalt und lassen die postkolonialen Bedeutungskämpfe transparent werden. Auch wenn einige sich der dekolonialen Richtung zurechnenden WissenschaftlerInnen sich vehement ge-

gen postkoloniale Perspektiven abgrenzen¹, so sind doch nicht nur das Erkenntnisinteresse, sondern auch die Vorgehensweise bei dem Versuch kritisch in neokoloniale Diskurse zu intervenieren, durchaus miteinander vergleichbar. Prominent spricht etwa Quijano von der »Kolonialität der Macht« (*colonialidad del poder*) und arbeitet heraus, inwieweit die diskursive Produktion von ›Rassen‹ für die Etablierung einer Ökonomie, die fundamental auf der kolonialen Ausbeutung beruhte, nach wie vor wirkmächtig bleibt. Unter Kolonialität versteht Quijano (2008) Strukturen und Prozesse, die aus den kolonialen Verhältnissen hervorgegangen sind und die auch aktuelle globale Macht- und Herrschaftsverhältnisse prägen. Der Fokus liegt dabei auf der Kontinuität kolonialer Machtverhältnisse, die mit Konzepten wie etwa »kolonialer Machtmatrix« oder eben »Kolonialität der Macht« beschrieben werden. Weniger Beachtung erhalten in dieser Fokussierung dagegen die Brüche und Diskontinuitäten, die in der Foucaultschen Diskursanalyse allerdings besondere Erwähnung finden. »Man muß den Diskurs nicht auf die ferne Präsenz des Ursprungs verweisen; man muß ihn im Mechanismus seines Drängens behandeln« (Foucault 1981, S. 39).

In der marxistischen Theorietradition wird Diskurs oft synonym mit Ideologie verwendet und deutet dann auf ein sozial vermitteltes Trugbild, das die wahren Verhältnisse verhüllt. Und wenn von Jürgen Habermas inspirierte WissenschaftlerInnen Diskurse untersuchen, so geraten vor allem die Arten und Weisen, wie Sprache zum Einsatz gebracht wird, wie auch die Effekte, die hierdurch erzeugt werden, in das Feld des Erkenntnisinteresses. Es wird dann danach gefragt, wie innerhalb einer Diskursgemeinschaft tatsächliche Vorstellungen und Geltungsansprüche rational und objektiv deliberiert und begründet werden. Der Wiener Ansatz kritischer Diskursanalyse hat darüber hinaus eine historische Analyse integriert. Ende der 1980er Jahre entwickelten ForscherInnen der Universität Wien diese Vorgehensweise, die unter anderem auf Methoden und Verfahren aus dem Feld der Linguistik zurückgreift (etwa Soziolinguistik und linguistische Vorurteilsforschung). Darüber hinausgehend werden Theorien und Herangehensweisen aus der Geschichtswissenschaft und Sozialphilosophie zum Einsatz gebracht. Mittels eines komplexen interdisziplinären Ansatzes gelang es den Wiener Diskursanalysen, damit etwa die Permanenz antisemitischer Diskurse in Österreich nachzuweisen (Wodak et al. 1990). Herangehensweisen wie der Wiener Ansatz, Norman Faircloughs neomarxistische Diskursanalyse oder auch Siegfried und Margret Jägers von Foucault inspirierter KDA intervenieren, wie schon Saids Studien, kritisch in dominante Diskurse, indem sie problematische Argumentationslinien, Bilder und Alltagstheorien freilegen (siehe Diaz-Bone et al. 2007). Macht- und gewaltvolle Aussagen und Diskursformationen werden zu diesem Zweck dicht beschrieben und nachgehend kritisch reflektiert. So konnte die Kon-

1 Eine wichtige Kritik an postkolonialen Studien, die von Seiten der dekolonialen Theorie formuliert wird, ist der starke Fokus postkolonialer Schriften auf Asien und einige wenige arabische wie afrikanische Räume. Weiterhin wird behauptet, der dekoloniale Ansatz sei radikaler als der postkoloniale, weil er nicht eurozentrisch sei und zudem eine Kapitalismuskritik beinhalte. Ferner wird von Seiten dekolonialer TheoretikerInnen argumentiert, dass ihr Ansatz sich überdies mit der ›Realität‹ auseinandersetze. Während im Gegensatz dazu die postkoloniale Theorie ›nur‹ literarische Texte in Augenschein nehme (kritisch hierzu Castro Varela/Dhawan 2015a, S. 318 ff.).

tinuität rassistischer Diskurse ebenso gezielt herausgearbeitet werden (etwa Jäger 1992) wie neokoloniale Diskurse im Feld Flucht, Asyl und politischem Exil (etwa Niedrig/Seukwa 2010). Auch die Schriften von Stuart Hall aus den 1980er und 1990er Jahren stellen wichtige Gegendiskurse bereit, die intellektuelle Einsprüche gegen rassistische und (neo-)koloniale Praxen ermöglichen (siehe etwa Hall 2001). Die von Ernesto Laclaus und Chantal Mouffes Diskurs- und Hegemonietheorie inspirierte Hegemonieanalyse untersucht im Gegensatz zu anderen Formen der Diskursanalyse die Funktion von Diskursen (Nonhoff 2010, S. 300). Sie birgt damit durchaus Potential für postkoloniale Studien, die die Prozesse der westlichen Hegemoniebildung untersuchen und nicht nur an der post- und neokolonialen Realität interessiert sind.

Betrachten wir nun unter dieser Perspektive Saids *Orientalism*, eine Studie, die paradigmatisch für postkoloniale Studien steht, so können wir sehen, wie es dieser gelingt, pointiert die Verflechtung von wissensorientierten Machtstrategien mit militärischer Herrschaft nachzuzeichnen. Saids Diskursbegriff ist dabei, wie gesagt, ein von Foucault inspirierter, den ersterer als nützlich beschreibt, um Orientalismus im Alltag, in den Medien und Wissenschaften gleichermaßen zu identifizieren (Said 1978/2003, S. 3). Auch in seiner Herangehensweise folgt Said der Methode in den früheren Werken Foucaults. Eine unglaubliche Materialfülle bestehend aus Romanen, Archivmaterial, Tagebüchern, religiösen Texten und auch Bildern (ebd., S. 23), die mehrere Jahrzehnte umspannt, wurde in Saids *Orientalismus* zusammengetragen, verglichen und die Diskursformationen innerhalb dieser dargelegt. Es gelingt so, jene Elemente herauszuarbeiten, die den Orient als europäische Konstruktion hervorbringen und auch nachzuweisen, wie dieses Wissen innerhalb von kolonialen Rechtfertigungsdiskursen produktiv gemacht werden konnte. So wurde es möglich, von einer »orientalischen Persönlichkeit«, einer »orientalischen Atmosphäre«, einem »orientalischen Märchen«, dem »orientalischen Despotismus« oder auch der »orientalischen Produktionsweise« zu sprechen (ebd., S. 31 f.). Die diskursive Produktion des Orients erlaubt es bis heute, die Existenz des binären Gegensatzes Orient – Europa zu behaupten und damit dem Orient gleichzeitig eine Position außerhalb Europas zuzuweisen. Damit einher geht nicht nur die Disqualifikation von Wissensproduktionen aus dem arabischen und asiatischen Raum, sondern auch die Herstellung von marginalisierten und verachteten Subjekten. So beschrieb selbst Emmanuel Lévinas, der bekanntlich eine radikale Ethik vertrat, Asiaten und Asiatinnen als »hungernde Horden«, und bezeichnete PalästinenserInnen als »gesichtslos« (Butler 2012, S. 46 ff.).

Said arbeitet aber auch die Etablierung wissenschaftlicher Disziplinen (etwa Orientalistik und Indologie) und die Rolle heraus, die diese über Jahrhunderte bei der Dominierung des Ostens gespielt haben. So veranschaulicht er die Beziehung der Orientalistik zu imperialistischen Herrschaftspraxen und hinterfragt dabei auch die scheinbare Unschuld und Harmlosigkeit der disziplinären Praxen. Es gelingt ihm damit nachzuvollziehen,

»mit welcher enorm systematischen Disziplin es der europäischen Kultur in der Postaufklärung gelang, den Orient gesellschaftlich, politisch, militärisch, ideologisch, wissenschaftlich und künstlerisch zu vereinnahmen.« (Said 1978/2003, S. 3)

Der Diskurs mit Namen »Orientalismus« bringt orientalisierte Subjekte als die Anderen Europas hervor und produziert damit gleichzeitig imperialistische europäische Subjekte. Der Diskurs gründet hierfür auf einer ontologisch und epistemologisch gesetzten Differenz zwischen Orient und Okzident (ebd., S. 259). Das zweigeteilte Repräsentationssystem bleibt dabei eingebettet in ein Stereotypenregime, das den Orient als feminin, irrational und barbarisch entwirft – den Westen hingegen als männlich, rational und fortschrittlich.² Im Orientalismus finden sich Aussagen über sogenannte kulturelle Besonderheiten des Orients, die im Austausch mit einem rassistischen Diskurs stehen, der nicht nur die Inferiorität des Orients entwirft, sondern eben auch die »positionelle Superiorität« (*positional superiority*) Europas (ebd., S. 7). Europa wird als notwendigerweise dominierend repräsentiert: militärisch, intellektuell und moralisch (Castro Varela 2015). Dabei spielt die europäische Philologie im Orientalismus eine bemerkenswerte Rolle, weswegen Said deren starkes Interesse am Orient und den sogenannten indogermanischen Sprachgruppen zu verstehen sucht. So weist er auf die permanenten Versuche der europäischen Philologie hin, im Orient die Wurzeln und mithin die Vergangenheit einer europäischen Zivilisation zu lokalisieren (Said 1978/2003, S. 22, 98, 136 ff.), während paradoxerweise gleichzeitig der Osten kontinuierlich disqualifiziert wird. Sheldon Pollock (2002) argumentiert in einer viel debattierten Schrift zur Indologie im nationalsozialistischen Staat, dass die Suche nach den indogermanischen Wurzeln als Teil einer antisemitischen Ideologie zu lesen ist. Das Indogermanische wird hier in Opposition zu den semitischen Wurzeln einer christlich-europäischen Zivilisation gebracht. Das »orientalistische Wissen« brachte, so Pollock, einen »Diskurs über das Ariertum« hervor (ebd., S. 341). Pollocks Studie beweist, dass Orientalismus »keine kolonialen Ambitionen voraussetzt« (ebd., S. 336). »[D]as *othering* und die von den Deutschen praktizierte Orientalisierung spielte sich im eigenen Land« ab (ebd.).

Neben Analysen, die die imperiale Geschichte Frankreichs und Großbritanniens fokussieren, finden sich in *Orientalism* auch kritische diskursanalytische Reflexionen, die die gegenwärtige neokoloniale US-amerikanischen Geopolitik zum Gegenstand haben und die nach wie vor von bestechender Aktualität sind (auch Said 1981).

Im Anschluss an Said entstanden eine Vielzahl von Arbeiten im postkolonialen Raum, die diskursanalytische Betrachtungen anstellen. *The Invention of Africa* von V.Y. Mudimbe (1988) und Walter D. Mignolo's *The Idea of Latin America* (2005), um beispielhaft zwei zu nennen, setzen sich nicht nur mit den Folgen kolonialer Herrschaft und den sozialen und epistemologischen Konsequenzen auseinander, sondern insbesondere mit der »imaginativen Geographie« (Said 1978/2003, S. 49; Castro Varela 2012), in die Said die diskursive Produktion des Orients eingebettet sah. Ob »Lateinamerika« oder »Afrika«, immer handelt es sich um diskursiv hervorgebrachte Regionen, die nach einer machtkritischen Intervention rufen – wie etwa Spivaks (2008) »kritischer Regionalismus«, den wir weiter unten diskutieren werden. Interessant ist hier auch der sogenannten »Kryptokolonialismus«. Das von Michael Herzfeld (2013) geprägte Konzept beschreibt das Phäno-

2 Freilich waren die Stereotypen nie kohärent: der Orient wurde schließlich nicht nur verachtet, sondern für seine Spiritualität und die reichen Traditionen auch geachtet (etwa van der Veer 2001).

men, nach dem einige Länder als Pufferzonen zwischen den Kolonien und den nicht-kolonisierten Ländern fungierten, die »um den Preis einer massiven ökonomischen Abhängigkeit im emblematischen Gewand einer nach ausländischem Vorbild gestalteten, aggressiven Nationalkultur zu politischer Unabhängigkeit gedrängt wurden« (ebd., S. 347). Es sind dies etwa Thailand und Griechenland. Herzfeld untersucht die Diskurse, die diese Länder, die er als »lebende Paradoxien« (ebd.) beschreibt, für immer in der Vergangenheit lokalisieren. Theoretisch sind sie zwar unabhängig, doch werden sie auf erniedrigende Weise de facto eben doch in Unselbständigkeit gehalten.

Darüber hinausgehend finden sich Studien, die sich auf die koloniale Diskursanalyse beziehen und rassistische Diskurse und/oder die Migrationsregimes wie auch Entwicklungspolitiken untersuchen, aber nicht direkt koloniale Diskursanalysen darstellen. Interessant ist desgleichen die Entwicklung kolonialer Dispositivanalysen, die sich mit Architektur und/oder Bilderwelten beschäftigen oder etwa die aktuellen Sicherheitsdispositive unter die Lupe nehmen.

Folgen wir nun der Definition des Historikers Jürgen Osterhammel, handelt es sich beim

»Kolonialismus [um] eine Herrschaftsbeziehung zwischen Kollektiven, bei welcher die fundamentalen Entscheidungen über die Lebensführung der Kolonisierten [...] von Kolonialherren unter vorrangiger Berücksichtigung externer Interessen getroffen und tatsächlich durchgesetzt werden. Damit verbinden sich in der Neuzeit in der Regel sendungsideologische Rechtfertigungsdoktrinen, die auf der Überzeugung der Kolonialherren von ihrer eigenen kulturellen Höherwertigkeit beruhen.« (Osterhammel 1995, S. 21)

Es sind diese »Rechtfertigungsdoktrinen«, die in der postkolonialen Diskursanalyse eine herausragende Position einnehmen. Daneben sind es die stereotypen Repräsentationen, die die (ehemals) Kolonisierten negativ beschreiben und über Diskurse strukturiert werden (Mills 1997, S. 116). Achille Mbembe hat in seinem Buch *On the Postcolony* (2001) beispielhaft überzeugend dargelegt, wie während der Kolonialzeit ein Afrikadiskurs etabliert wurde, der Afrika als »Absenz« (*lack*) repräsentiert. Der afrikanische Kontinent wird im kolonialen Diskurs nicht nur als inhuman beschrieben, sondern auch in seiner Unmöglichkeit, Wissen(schaft), Kunst, Technologie, und Innovation hervorzu- bringen. Der exotisierende Blick Europas ist gerichtet auf seine Flora und Fauna, der von einem dominanten Afrikadiskurs gerahmt wird, der es beispielsweise verhindert, Intellektualität im Zusammenhang mit Afrika zu denken. Afrika repräsentiert das »absolut Andere« (ebd., 2). Name und Idee Afrika wie auch die akademischen Diskurse, die diesen begleiten, sind bis auf weiteres befrachtet (Mbembe/Nuttall 2004, S. 348). Und zwar in einer Art und Weise, die den Diskurs des Orientalismus bei weitem überschreitet (ebd.). Es sind Diskurse, die von klassischen Filmproduktionen wie *African Queen*, Literaturklassiker wie dem ebenfalls von Said (1994) detailliert analysierten Roman von Joseph Conrad *The Heart of Darkness* (1899) aber auch aktuelle Entwicklungsdiskurse, gesäumt werden.

»Entwicklung« erscheint als etwas, was der ganzen Gesellschaft zugutekommt. Damit hängt zusammen, dass im Entwicklungsdiskurs in seiner dominanten Ausprägung soziale Probleme in den entsprechenden Ländern grundsätzlich als »Entwicklungsprobleme« konzipiert werden, also als Probleme, die mit einem Mangel an Kapital, Technologie, Know-how, Produktivität, Wissen oder Institutionen zusammenhängen und durch Projekte, Politiken oder Programme der »Entwicklung« behoben werden können.« (Ziai 2010, S. 25)

Im Nachfolgenden werfen wir einen Blick auf neokoloniale Rechtfertigungsdiskurse, die sich Kolonialdiskurse aneignen, diese aber teilweise auch transformieren. Gerahmt wird dies durch Foucaults Einsicht in die Herstellung von Wissen und dessen Zusammenhang mit diskursiven Praxen:

»Die Menge von einer diskursiven Praxis regelmäßig gebildeten und für die Konstitution einer Wissenschaft unerlässliche Elementen, obwohl sie nicht notwendig dazu bestimmt sind, sie zu veranlassen, kann man *Wissen* nennen. Ein Wissen ist das, wovon man in einer diskursiven Praxis sprechen kann, die dadurch spezifiziert wird: der durch die verschiedenen Gegenstände, die ein wissenschaftliches Statut erhalten werden oder nicht, konstituierte Bereich (...); ein Wissen ist auch der Raum, in dem das Subjekt die Stellung einnehmen kann, um von Gegenständen zu sprechen, mit denen es in seinem Diskurs zu tun hat.« (Foucault 1981, S. 259)

2.1 Postkoloniale Raumdiskurse

Raumdiskurse nehmen innerhalb postkolonialer Studien eine zentrale Stellung ein. Beginnend mit der Kolonisierung kann eine Disziplinierung der Raumwahrnehmung und die Implementierung einer eurozentrischen Deutungsmacht und Imagination von Raum beobachtet werden (Castro Varela/Dhawan/Randeria 2009). Weswegen es kaum verwunderlich ist, dass Diskurse über die »Welt« oder den »Globus«, wie postkoloniale Studien zeigen konnten, aufs engste mit (neo-)kolonialen Diskursen verwickelt sind. In Anbetracht des engen Verhältnisses zwischen kolonialer Eroberung und der Entstehung und Entwicklung der Kartographie bezweifeln manche WissenschaftlerInnen, dass es überhaupt möglich sei, über *den* Globus zu sprechen, ohne imperiale Perspektiven heraufzubeschwören (Hulme 2005, S. 45). Angesichts der Bedeutung kolonialer und neokolonialer Beziehungen für die Entstehung des Globalen wurde die postkoloniale Theorie zu einer wichtigen Quelle einer neuen Grammatik für ein Überdenken des Diskurses über das Globale (Gikandi 2005, S. 612). Wie bereits Said dargelegt hat, müssen aktuelle Pfade und Muster der Globalisierung notwendigerweise vor den Hintergrund europäischer kolonialer Eroberung, Ausbeutung, Enteignung und Neuordnung der Beziehungen zwischen Menschen und Orten im Westen und »dem Rest«, um eine Formulierung Stuart Halls (1992) zu gebrauchen, gesetzt werden.

Im Kontext der Diskussionen um (post-)koloniale Raumproduktionen weist Prasenjit Duara (2013) darüber hinausgehend auf die Notwendigkeit hin, zwischen »Region« und »Regionalisierung« (ebd., S. 526) zu unterscheiden und bemerkt, dass die Region Asien keine kartographische Repräsentation Asiens reflektiert. Während eine Region die historische Entstehung von Interaktionsmustern bedeute, bezeichne Regionalisierung einen aktiven, oft ideologisch motivierten politischen Prozess von Regionenbildung, die in jeder historischen Epoche den hegemonialen Formen von Raumproduktion entspreche. In seiner Bemühung, die Politik von Re-Territorialisierung als das komplexe Zwischenspiel dieser Prozesse zu behandeln, betont Duara, dass Weltregionen wie Asien oder Afrika Produkte zeitgenössischer ortsbildender Strategien und Verflechtungen sind. Postkoloniale Gesellschaften produzieren nationalen Raum aus politisch und ökonomisch abhängigen kolonialen Gebieten, indem sie einerseits »externe« transnationale Bindungen kappen und andererseits die »interne« Diversität diskursiv homogenisieren. Erschaffen im Rahmen imperialer Projekte, erscheinen diese Gebiete als »natürliche« Regionen, ungeachtet und unabhängig von den kolonialen Herrschaftsbeziehungen, die sie geprägt haben. Duara untersucht daneben, wie der britische »imperiale Regionalismus« (ebd., S. 527 ff.) dazu kam, nicht nur die Interaktionen zu prägen, die gegenwärtigen Asienbildern unterliegen, sondern auch, wie diese neuen imperialen Muster von Bindungen früherer regionaler Wechselbeziehungen, in denen Europa eher marginal war, überschattet wurden/waren. Regionale Integration wird hier als ein interaktiver Prozess vorgestellt, der von Kolonialstaaten, MetropolkapitalistInnen wie auch von den die einheimischen Finanzmärkte dominierenden HändlerInnen geschaffen wurde. Wie hat sich, so lässt sich nun fragen, diese zunehmende Verflechtung des Alltags und der ökonomischen Praktiken der Menschen diskursiv niedergeschlagen? Duara skizziert hierfür, wie Asien mit seinem kolonialen Erbe als Ausgangspunkt für anti-koloniale Kämpfe, aber auch als eine Ressource für nationalistische wie kosmopolitische Visionen der Entkolonialisierung diene. Während Rabindranath Tagore sich einem alternativen, auf asiatischen Traditionen beruhenden Kosmopolitismus verpflichtet fühlte, war ein nationalistischer Diskurs wichtiger Bestandteil in der Konzeption der Pan-Asia-Bewegung, wie Duara überzeugend darlegt. »Regionenbildung ist [...] in Asien ein mehrwegiger, uneinheitlicher und pluralistischer Prozess« (ebd., S. 548; Übersetzung Autorinnen).

Angesichts der Tatsache, dass viele Weltregionen Artefakte kolonialer Herrschaft oder Produkte der Kartographie des Kalten Krieges sind, werfen geopolitisch motivierte Neubestimmungen des Raums ernsthafte Fragen über den ontologischen Status territorialer Einheiten auf, die in einigen Disziplinen oder interdisziplinären Feldern, wie etwa den *Area Studies*, Geschichte, Internationale Beziehungen, Entwicklungsstudien, Anthropologie und Literaturwissenschaften naturalisiert erscheinen. Pheng Cheah, der der »konzeptionellen Matrix« der Herausbildung der *Area Studies* in den USA nachspürt, erinnert uns daran, dass eine *Area* per definitionem das ist, was nicht universell, aber auch nicht universalitätstauglich ist (Cheah 2008, S. 54). Es muss entsprechend von einer inhärenten Asymmetrie in der Beziehung zwischen den Diskursen der *Area Studies* und dem universalen Wissensgegenstand der Disziplinen ausgegangen werden (ebd.).

Im Zuge ihres Versuches, Grenzregime und Identitätspolitik zu dekonstruieren, hat Spivak den Begriff des »kritischen Regionalismus« als Alternative sowohl zu den *Area Studies* als auch zu einem am methodologischen Nationalismus verhaftet bleibenden Diskurs, der abgegrenzte Nationalstaaten als vorgegebene Einheiten der Analyse voraussetzt, in die Debatte geworfen. Sie argumentiert unter anderem, dass so wie das Wort »Asien« einen Diskurs aufruft, der Europas Weg gen Osten Ausdruck verleiht, das heutige Asien sich in Begriffen dieser totalisierenden Repräsentation widerspiegelt (Spivak 2008, S. 207). Daher ist gerade der Asien-Diskurs – in seiner historischen oder gegenwärtigen Form – durchaus ein umstrittener. Spivak erinnert uns daran, dass Asien keinen festen Referenten in Raum und Zeit bezeichnet, weswegen ein die Vielfältigkeit repräsentierender Asien-Diskurs, der von vielen Asien und nicht *dem* Asien spricht, adäquater wäre – auch weil er die Postkolonialität der Situation zu begreifen suche. Gegen und über die koloniale Geste eines »berichtigenden Wissens von oben« (ebd., S. 211) hinaus, in dem Asien als eine identifizierbare Region dargestellt und ihr eine geographische und historische Position in einem eurozentrischen Weltdiskurs zugeschrieben wird, plädiert Spivak, in Anlehnung an Saids Idee von einer imaginativen Geographie, für ein theoretisch-methodologisches Korrektiv einer informierten Vorstellung (ebd., S. 237), die der Größe, Komplexität und Heterogenität des Kontinents gerecht wird.

In seiner Anfechtung der unkritischen Hinnahme von Regionen als geographische Fakten schlägt Arjun Appadurai (1996) ein ähnlich prozesshaftes Verständnis vom Raum vor. Er tritt dafür ein, sowohl die historischen Beziehungen als auch die gegenwärtigen Mobilitätsbahnen beim Studium der Vorstellungen der Subjekte, die diese Räume durch ihr Alltagsleben definieren, mit zu berücksichtigen. Anstatt eine Region auf der Grundlage einer bestimmten Größe oder Skala zu bestimmen, betrachten Kalyanakrishnan Sivaramakrishnan und Arun Agarwal hierfür spezifische relationale Diskurse, um die Praktiken von Individuen, Kollektiven und Institutionen auf einer Vielzahl räumlicher Ebenen aufspüren zu können. Regionen werden hier als diskursive Produkte soziopolitischer, kultureller und ökonomischer Kräfte gelesen. Die Betonung von Regionen hebt »die endlose Vermehrung von Differenz, die das ›Lokale‹ notwendigerweise produziert und in einigen Fällen verstärkt« (Sivaramakrishnan/Agarwal 2003, S. 14) hervor und unterläuft damit totalisierende Diskurse eines allumfassenden und homogenisierenden Globalen.

Anstatt allerdings postnationale Diskurse zu zelebrieren, wie dies in einem Großteil der Globalisierungsliteratur der Fall ist, betonen TheoretikerInnen die Gefahren, die mit der Erosion des Nationalstaates, der Nationalökonomien und der nationalen kulturellen Identitäten einhergehen. Eine der Tücken des Niedergangs des Nationalstaates ist der Rückgriff auf defensive und exklusive Muster der Nationalidentität, getrieben von aggressiven Formen des ethno-religiösen Nationalismus, wie wir sie heute etwa in Indien oder Russland beobachten können.

2.2 Globale Rettungsdiskurse: Retter und Zu-Rettende

Global zirkulierende Diskurse ermöglichen es, differente Konzepte über Grenzen hinweg in einen Dialog zu bringen. Doch die Bedeutung und Aussagekraft der Konzepte verändern sich. Zwischen differenten kulturellen Kontexten finden kontinuierlich Verhandlungen statt, die an der Oberfläche globaler Diskurse nicht mehr sichtbar sind. Dies ruft nach spezifisch postkolonial-diskursanalytischen Strategien. In Anlehnung an Saids Idee der »travelling theories« spricht Mieke Bal (2002) von »reisenden Konzepten« und verweist auf die Dringlichkeit, in Studien die Entstehungsbedingungen spezifischer Konzepte ebenso zu untersuchen, wie auch die Import- und Exportstrategien, die zum Einsatz kommen, nicht zu vernachlässigen. Ebenso sollte dargelegt werden, welche Transformationen theoretische Konzepte bei der Bewegung durch verschiedene Kontexte hindurch erfahren. Darüber hinaus weist Bal darauf hin, dass die Migration der Konzepte auch methodologische Konsequenzen mit sich bringt, die etwa transnationale Analysen normativer Ordnungen beeinflussen. Da sich die Konzepte nicht immer auf bekannten Routen bewegen, ist es innerhalb postkolonialer Diskursanalysen erforderlich, die Pfade ihrer Reisen wie auch ihre Stationen nachzuzeichnen. Die Arbeiten von Lydia Liu (etwa 1995), die sich mit der Frage beschäftigen, was es bedeutet, Konzepte auf Grundlage gemeinhin anerkannter Äquivalenzen von einer Sprache in eine andere zu übersetzen, sind hier ebenso maßgeblich. Unter anderem analysiert Liu, ob es möglich ist, von einer die Ost-West-Kluft durchquerenden konzeptuellen Strömung zu sprechen, bei der die Erfahrung der einen *nicht* den Repräsentationen, Übersetzungen und Interpretationen der anderen unterworfen sei. Was geschieht, wenn Konzepte von einer Sprache in eine andere reisen? Was ist das Transportmittel? Werden Grenzen problemlos überschritten? Wer legt die Grenzen fest und überwacht sie? Ist es auf universellem und transhistorischem Boden möglich, sichere Vergleichskategorien zu entwickeln? Liu spricht in diesem Zusammenhang von einer »übersetzten Moderne« und ermöglicht es damit, transkulturelle Interpretationen und Formen der linguistischen Vermittlung zwischen Ost und West neu zu denken. So fragt sie, was es für wissenschaftliche Arbeiten bedeute, Sprachgrenzen zwischen Kulturen und Sprachgemeinschaften zu überschreiten. Immer dann, wenn, so beobachtet sie, die Frage gestellt wird, wie universal gedachte Konzepte wie »Menschenrechte«, »Gerechtigkeit« oder »Demokratie« auf Hindi oder Mandarin übersetzt werden können, wird die Nicht-Existenz eines direkten Äquivalents entweder als Mangel bezeichnet oder aber der betreffende Begriff an dem europäischen Begriff gemessen (ebd., S. 6). Die Interpretation fällt letztlich immer zum Nachteil außereuropäischer Sprachräume aus. Ein gutes Beispiel hierfür sind die gegenwärtigen Diskurse um universelle Menschenrechte und globale Gerechtigkeit.

Wenn koloniale Diskursanalysen eines deutlich machen, dann dass es den europäischen Hegemonien immer wieder gelang, sich als Weltretter darzustellen, während die (ehemalig) kolonisierten Länder nicht nur als »rückständig« und »primitiv«, aber auch als »hilfsbedürftig« erscheinen. Das Projekt *White Charity*³ hat etwa zahlreiche Werbe-

3 Siehe <http://whitecharity.de> (letzter Aufruf 20.8.2015).

kampagnen untersucht, in denen Schwarze Menschen in demütigender Weise dargestellt werden. Das Bild, welches dabei von Afrika vermittelt wird, ist nach wie vor das schon von Césaire beklagte des bemitleidenswerten Kontinents, der beständig europäischer Spenden und Hilfe bedarf. Der europäische Weltrettungsdiskurs kann jedoch auch anhand der Dominanz von Menschenrechtsdiskursen analysiert werden, der enthusiastisch in Begriffen von globaler Solidarität und Kosmopolitanismus kodiert wird (etwa Pogge 2011). Makau Mutua (2002, S. 10) plädiert in diesem Zusammenhang für »neue multikulturelle Menschenrechte«, denn der aktuelle Menschenrechtsdiskurs scheint Mutua erneut unter Beweis stellen zu wollen, dass die ehemals Kolonisierten »barbarisch« und keiner eigenen Regierung fähig sind. Er spricht hier pointiert von einem »Wilde-Opfer-Retter-Diskurs« (ebd.; siehe auch Spivak 2008, S. 28; Castro Varela/Dhawan 2014, 2015b). Die internationale Zivilgesellschaft spielt dabei eine wichtige Rolle als Agentin globaler Gerechtigkeit und transnationaler Demokratie. Sie profitiert nicht nur von diesen Diskursen, sondern stabilisiert diese auch (Dhawan 2012, 2013, 2014).

Die Intensivierung globaler Prozesse ökonomischer, politischer und kultureller Transformation hat die Politik internationaler AktivistInnennetzwerke radikal transformiert (Escobar 2004). Dabei ist die internationale Reichweite zeitgenössischer sozialer Bewegungen kaum ohne Präzedenz – auch wenn dies in den Diskursen so scheinen mag. AktivistInnen haben schon sehr früh – etwa in der Bewegung für die Abschaffung der Sklaverei im 19. Jahrhundert – über Grenzen hinweg kooperiert und globale Diskurse mobilisiert. Gemäß Upendra Baxi (2007, S. 70) müssen zeitgenössische Bewegungen, die die globale Hegemonie und Herrschaft hinterfragen, indem sie die Sprache globaler Gerechtigkeit und universeller Menschenrechte in Anspruch nehmen, in die viel ältere Geschichte »anti-systemischer« Bewegungen gesetzt werden (siehe etwa Arrighi/Silver 2001). Viele dieser grenzüberschreitenden Bewegungen im späten 18. und 19. Jahrhundert waren von einem janusköpfigen Imperialismus gekennzeichnet, lehnten sie doch die Relevanz und Implementierung von Menschenrechten in den Kolonien ab, während sie gleichzeitig Widerstand gegen Sklaverei in den Metropolen leisteten. Die präsentistische Perspektive vieler Darstellungen, die zeitgenössische transnationale Mobilisierung als vollkommen neu zelebrieren, löscht zudem wichtige historische Präzedenzfälle. Nun ist das, was der Diskurs nicht sagt, wie Foucault wiederholt bemerkt hat, von besonderem Interesse bei der Analyse der Diskurse, die sich letztlich durchsetzen. Sind es doch die Auslassungen, die die Stabilisierung von Wahrheitsregime erst ermöglichen. erinnert sei etwa an die Stärke der Bewegung der blockfreien Staaten in den späten 1970er und in den 1980er Jahren und die damit einhergehende bemerkenswerte Theorieproduktion, die heute in Europa gänzlich in Vergessenheit geraten ist (Kössler/Melber 2007, S. 30 f.). Dabei ist es interessant sich in Erinnerung zu rufen, dass sich die Teilnehmenden der Blockfreien-Bewegung die gemeinsame Zukunft ihrer jungen unabhängigen Länder in Begriffen vorstellten, die über reine nationale Kategorien hinausgingen. Denn das Projekt der Dritten Welt wurde, wie Prashad (2007) hervorhebt, von der Notwendigkeit ins Leben gerufen, den Neo-Kolonialismus zu bekämpfen und einen internationalistischen Nationalismus zu fördern. Von ihren frühesten Anfängen stellte die Bewegung dementsprechend einen Gegendiskurs zur Verfügung, der die Globalisierung postkolonialer Imagi-

nationen verfolgte. Während die blockfreie Bewegung die bipolare Weltordnung allein durch staatliche Handlungen zu transformieren suchte, setzen globalisierungskritische Bewegungen ihre Hoffnungen stattdessen auf einen zivilgesellschaftlichen Aktivismus und mithin auch auf diskursive Interventionen (vgl. Dhawan/Randeria 2013).

Postkoloniale Studien der letzten Jahre haben nun wichtige Fragen zur transnationalen Zivilgesellschaft aufgeworfen. Der Rechtstheoretiker Baxi (2007) hat beispielsweise die eurozentrischen Diskurse, die von kosmopolitischen Ideen geformt werden, kritisiert, während Jai Sen (2007, S. 62) die Aufmerksamkeit auf Machtbeziehungen unter und zwischen nicht-staatlichen AkteurInnen gerichtet hat. Nachvollziehbar legt er dar, dass die globale Zivilgesellschaft eher eine »Globalisierung von der Mitte« denn eine »von unten« darstellt, da an ihrer Speerspitze transnational vernetzte MittelschichtaktivistInnen aus dem globalen Norden und Süden stehen.

Ein grenzüberschreitender Aktivismus hat Diskurse mobilisiert, die zweifelsohne einen Raum für die Kritik des neoliberalen Charakters neuer normativer Diskurse eröffnet, die von internationalen Institutionen verkündet und von mehr oder weniger willigen nationalen Eliten – insbesondere in Bezug auf die ökonomische, Fiskal- und Handelspolitik – durchgeführt werden. KritikerInnen haben hier wichtige Fragen bezüglich der Legitimität, der Repräsentation und Autonomie dieser nicht-gewählten, selbsternannten SprecherInnen, die im Namen jener sprechen, die sie zu vertreten beanspruchen, gestellt. Wie die koloniale Herrschaft, so erhält sich der Neo-Kolonialismus mit einem Diskurs aufrecht, der kontinuierlich die Verantwortung vis-à-vis der »Zu-Rettenden« hervorhebt (etwa Spivak 2008, S. 32).

Jai Sens (2007) Analyse zu Zivilgesellschaftsdiskursen ist hier wegweisend. So deutet er darauf hin, dass die Zivilgesellschaft in diesen Diskursen mit jenem Bereich kontrastiert wird, den er provokativ als »inivil« (in den Augen des Staates und der Zivilgesellschaft zugleich) bezeichnet. Profund untersucht er die diskursive Trennung von »Zivilität« und »Inzivilität« und deren Folgen. Unter ersterer Kategorie lassen sich die selbsternannten WächterInnen von »Zivilität« fassen, die den mittleren oder oberen Klassen bzw. Kasten angehören. Sie oktroyieren nicht nur den *anderen* ihre Normen für politische Handlungen auf, sondern versuchen auch jene außerhalb des Geltungsbereichs der »Zivilität« zu »kolonisieren und domestizieren«. »Inzivilität« charakterisiert das Leben und die Politik der niedrigen Kasten, Klassen und People of Color. Der Diskurs lässt eine Welt von BewohnerInnen zweiter Klasse entstehen (ebd., S. 58). In allen Gesellschaften des globalen Südens werden diese Gruppen gezwungen, Zuflucht in jenem Bereich zu finden, der als illegal oder nicht autorisiert wahrgenommen wird, um zu überleben und sich eine Existenzgrundlage zu sichern. Sen unterscheidet entsprechend zwischen »inivilen« und »unzivilen« Subjekten. Erstere sind die unterdrückten und unterworfenen Subjekte, die jedoch rebellische Communities ausbilden und Machtstrukturen, die durch die »Zivilen« dominiert werden, herausfordern. Die »unzivilen« Subjekte hingegen repräsentieren jene, die die Zivilgesellschaft untergraben, dies jedoch aus materialistischen Interessen oder ausbeuterischen Motiven tun (ebd., S. 60). Er ist der Überzeugung, dass diese drei verschiedenen Welten von »Zivilität«, »Inzivilität« und »Unzivilität« in dynamischer Spannung koexistieren. Aus dem Blickwinkel der Marginalisierten und Ausge-

schlossenen signalisieren die Sphäre der Zivilgesellschaft und des Anti-Globalisierungs-Aktivismus eher Unterwerfung denn Emanzipation. Von ihren Diskursen profitieren vor allem jene, die die Eliten der Postkolonie repräsentieren. Denn sie werden als handlungsmächtige Subjekte bestätigt (Dhawan 2013).

Aktuelle Protestdiskurse können als komplex und multiskalar beschrieben werden. Sowohl auf nationaler als auch auf transnationaler Ebene ist es heute einfacher für BürgerInnen und AktivistInnen, Rechtsklagen einzureichen, Unternehmen und Regierungen anzuprangern, als auch den Zugang zu internationalen Institutionen zu verbessern oder Teilnahme und Vertretung in diesen zu gewinnen (Randeria 2007b). Die frühere Politik der Repräsentation wurde durch zunehmende Verrechtlichung der Politik verdrängt, da AktivistInnen das Recht sowohl auf staatlicher Ebene als auch über diese hinaus als Werkzeug des Widerstands und der Emanzipation in Anspruch nehmen (Randeria 2003, 2007a). Diese neuen Rechtsdiskurse sind für die Demokratisierung der Postkolonie ambivalent und in ihren Auswirkungen ähnlich unsicher. Während die Machtverschiebung von der Legislative auf die Judikative auf nationaler Ebene »Demokratien ohne Wahl« zur Folge hat (Mkandawire 1999), gründet die Herausbildung eines globalen rechtlichen Bewusstseins um spektakuläre Gesetzgebung auf dem wachsenden Einfluss medialer Diskurse. Über diskursive Eingriffe von AktivistInnen auf einem breiten Skalenspektrum gelang es, in den meisten westlichen Gesellschaften die dauerhaften Probleme des Diskurszugangs transparent zu machen. Ein multiskalarer Aktivismus, der sich eingebettet in Menschenrechtsdiskursen und globalen Gerechtigkeitsdiskursen zeigt, hat zur Entstehung einer neuen Grammatik geführt, welche den Bürgerschaftsdiskurs und den Raum politischer Artikulation erweiterte. Paradoxe Weise verlief dies jedoch parallel zur Schrumpfung des diskursiven politischen Raums innerhalb (postkolonialer) Demokratien.

3 Schluss

(Post-)Koloniale Diskursanalysen beginnen mit dem Forschungsinteresse eines diasporischen Literaturwissenschaftlers, der sich fragt, warum die hegemonialen Bilder und Vorstellungen des Westens vis-à-vis dem Osten über Jahrhunderte so stabil blieben. Des Weiteren versucht er die machtpolitischen Folgen eines exotisierenden Diskurses zu eruieren, der die »Ewig-Anderen« hervorbringt und auf die Position unterworfenen Subjekte festlegt. *Orientalism* hat nicht nur zahlreiche Studien innerhalb der Literaturwissenschaften inspiriert, sondern die Richtung für vielfältige transdisziplinäre postkoloniale Studien vorgegeben, die sich heute weiterhin mit den Konsequenzen epistemischer Gewalt auseinandersetzen, die von kolonialen und neokolonialen Diskursen ausgehen.

Die Analyse der Diskurse rund um die Moderne, Fortschritt, Entwicklung aber auch Widerstand deuten auf koloniale Kontinuitäten, die Dekolonisierungs- und Demokratisierungsprozesse unterbrechen, wie auch auf Brüche, die Raum für Gegendiskurse öffnen. Zudem zeigt sich, dass die Dominanz von Hybriditäts-, Differenz- und Mobilitätsdiskursen zusammen mit jenen der Demokratie und Menschenrechte rasch unter Instru-

mentalierung kolonialer Repräsentationen im Dienste des Kapitals angeeignet werden können, womit das kritische Potential dieser emanzipatorischen Diskurse abgestumpft wird. Neoliberalismus hat die freie Bewegung von Kapital bedeutet, allerdings zusammen mit noch mehr Restriktionen für die Bewegung von Menschen mit wenigen Ressourcen, da mächtige Nationalstaaten zunehmend ihre Grenzen stärker überwachen. Neue Formen der Subalternisierung lassen die Diskurse der unterdrückten und marginalisierten Gruppen im globalen Süden als unlesbar, unverständlich und illegitim erscheinen. Viele Menschen in der postkolonialen Welt erleben daher gegenwärtige Prozesse neoliberaler Globalisierung, die strukturelle Disparitäten verstärken und Ungleichheiten in und zwischen Gesellschaften des Nordens und Südens intensivieren, als eine Re-kolonisierung ihrer Zukunft. Zugang zu den Früchten der Entkolonialisierung – parlamentarische Demokratie, ökonomische und soziale Gerechtigkeit, politische und Bürgerrechte – bleibt in postkolonialen Gesellschaften lediglich einer Elite-Minderheit vorbehalten, während die überwiegende Mehrheit mit einem Kampf ums Überleben, um Würde und Teilhabe beschäftigt ist. Wie viele postkoloniale WissenschaftlerInnen hervorgehoben haben, ist es daher dringend notwendig, Mechanismen für die Inanspruchnahme von Rechten neu zu erfinden, welche den Bedürfnissen und Hoffnungen der verletzlichsten BürgerInnen im globalen Süden wie auch im Norden Rechnung tragen. Die Beendigung ihrer Subalternisierung bringt die Eingliederung von entrechteten Individuen und Gruppen in die ermächtigenden institutionellen Strukturen von Demokratie und Gerechtigkeit mit sich, auch wenn diese Strukturen von dem ausschließenden Charakter gereinigt werden müssen, um sie mit den Interessen und Forderungen jener Menschen in Einklang zu bringen, die bis jetzt gehindert wurden, sie in Anspruch zu nehmen. Hier liegt die Herausforderung und Verantwortung transnationaler Politik in einer postkolonialen Welt. Um dies bewerkstelligen zu können, sind die Diskurse, die eine Dekolonisierung konstant verhindern, ans Licht zu bringen, denn wie Foucault bemerkt:

»Es ist die Reflexion, es ist die Bewußtwerdung, die Erhellung des Verschwiegenen, das der Stummheit wiedergegebene Wort, das An-den-Tag-Kommen jenes schattigen Teiles, der den Menschen sich selbst entzieht, es ist die Wiederbelebung des Bewegungslosen, es ist alles, was für sich allein den Inhalt und die Form der Ethik bildet.« (Foucault 1974, S. 395)

Literatur

- Ahluwalia, P. (2001): *The Evolution of Orientalism and Africanist Political Science*. In: Ashcroft, B./Khadim, H. (Hrsg.): *Edward Said and the Post-Colonial*. Huntington and New York: Nova Science Publishers, S. 127–144.
- Appadurai, A. (1996): *Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalization*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Arrighi, G./Silver, B.J. (2001): *Workers North and South*. In: *The Socialist Register*, S. 53–76.
- Bal, M. (2002): *Travelling Concepts in the Humanities: A Rough Guide*. Toronto: University of Toronto Press.
- Baxi, U. (2007). *Human Rights in a Posthuman World: Critical Essays*. Oxford: Oxford University Press.
- Bublitz, H. (2003): *Diskurs*. Bielefeld: transcript.

- Butler, J. (2012): *Parting Ways. Jewishness and the Critique of Zionism*. New York: Columbia University Press.
- Castro Varela, M. (2015): Europa – Ein Gespenst geht um. In: Hoff, G. M. (Hrsg.): *Europa. Entgrenzungen*. Salzburger Hochschulwochen 2014. Innsbruck: Tyrolia Verlag, S. 49–82.
- Castro Varela, M. (2012): Imaginäre Geographie. In: Günzel, S. (Hrsg.): *Lexikon der Raumphilosophie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Castro Varela, M./Dhawan, N. (2014): Human Rights and its Discontents. Postkoloniale Interventionen in die Menschenrechtspolitik. In: König, J./Seichter, S. (Hrsg.): *Menschenrechte. Demokratie. Geschichte. Transdisziplinäre Herausforderungen an die Pädagogik*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 145–162.
- Castro Varela, M./Dhawan, N. (2015a): *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*. 2. komplett überarbeitete und erweiterte Auflage. Bielefeld: transcript.
- Castro Varela, M./Dhawan, N. (2015b): Postkoloniale Studien und Internationale Beziehungen: Die IB dekolonisieren. In: Masala, C./Sauer, F. (Hrsg.): *Handbuch Internationale Beziehungen*. Wiesbaden: VS.
- Castro Varela, M./Dhawan, N./Randeria, S. (2009): Postkoloniale Theorie. In: Günzel, S. (Hrsg.): *Raumwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 308–324.
- Césaire, A. (1950/1972): *Discourse on Colonialism*. New York and London: Monthly Review Press.
- Cheah, P. (2008): Universal Areas: Asian Studies in a World of Motion. In: Krishnaswamy, R./Hawley J. C. (Hrsg.): *The Postcolonial and the Global*. Minneapolis: University of Minnesota Press, S. 54–68.
- Conrad, S. (2012): Kolonialismus und Postkolonialismus: Schlüsselbegriffe der aktuellen Debatte. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)*, Heft 44/45, 62. Jahrgang, S. 3–9.
- Dhawan, N. (2012): Transnational Justice, Counterpublic Spheres and Alter-Globalization. In: *Localities*, 2, S. 79–116.
- Dhawan, N. (2013): Coercive Cosmopolitanism and Impossible Solidarities. In: *Qui Parle: Critical Humanities and Social Sciences*. Special Issue: Human Rights between Past and Future, 22 (1), S. 139–166.
- Dhawan, N./Randeria, S. (2013): Perspectives on Globalization and Subalternity. In: Huggan, G. (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Postcolonial Studies*. Oxford: Oxford University Press, S. 559–586.
- Dhawan, N. (Hrsg.) (2014): *Decolonizing Enlightenment: Transnational Justice, Human Rights and Democracy in a Postcolonial World*. Opladen and Farmington Hills: Budrich Verlag.
- Diaz-Bone, R./Bühmann, A.D./Gutiérrez Rodríguez, E./Schneider, W./Kendall, G./Tirado, F. (2007): The Field of Foucaultian Discourse Analysis: Structures, Developments and Perspectives. In: *Forum: Qualitative Social Research*, 8(2), Art. 30. Online unter: www.qualitative-research.net (letzter Aufruf 20.8.2015).
- Duara, P. (2013): Asien neu denken: Zum Verständnis einer zusammenwachsenden Region. In: Conrad, S./Randeria, S./Römhild, R. (Hrsg.): *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. 2., erweiterte Auflage. Frankfurt am Main: Campus, S. 526–553.
- Escobar, A. (2004): Beyond the Third World: Imperial Globality, Global Coloniality and Anti-Globalization Social Movements. In: *Third World Quarterly*, 25 (1), S. 207–230.
- Foucault, M. (1974): *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Foucault, M. (1981): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (2004): *Geschichte der Gouvernementalität II. Die Geburt der Biopolitik. Vorlesung am Collège de France 1978–1979*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gikandi, S. (2005): Globalization and the Claims of Postcoloniality. In: Desai, G. G./Nair, S. (Hrsg.): *Postcolonialisms: An Anthology of Cultural Theory and Criticism*. New Brunswick: Rutgers University Press, S. 608–634.
- Hall, S. (1992): The West and the Rest: Discourse and Power. In: Hall, S./Gieben, B. (Hrsg.): *Formations of Modernity*. Cambridge: Polity Press, S. 275–331.

- Hall, S. (2001): Foucault: Power, knowledge and discourse. In: Wetherell, M./Taylor, S./Yates, S.J. (Hrsg.): *Discourse theory and practice: a reader*. London and Thousand Oaks California: Sage.
- Herzfeld, M. (2013): Abwesende Anwesenheit: Die Diskurse des Kryptokolonialismus. In: Conrad, S./Randeria, S./Römhild, R. (Hrsg.): *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. 2., erweiterte Auflage. Frankfurt am Main: Campus, S. 345–378.
- Hulme, P. (2005). *Beyond the Straits: Postcolonial Allegories of the Globe*. In: Loomba, A./Kaul, S./Bunzl, M./Burton, A./Esty, J. (Hrsg.): *Postcolonial Studies and Beyond*. Durham und London: Duke University Press, S. 41–61.
- Jäger, S. (1992): *Brandsätze: Rassismus im Alltag*. Duisburg: DISS.
- Kössler, R./Melber, H. (2007): International Civil Society and the Challenge for Global Solidarity. In: *Development Dialogue*, 49, S. 29–39.
- Liu, L. (1995): *Translingual Practice: Literature, National Culture, and Translated Modernity – China, 1900-1937*. Stanford: Stanford University Press.
- Loomba, A. (1998): *Colonialism/Postcolonialism*. London und New York: Routledge.
- Magiros, A. (1995): Foucaults Beitrag zur Rassismustheorie. Hamburg: Argument.
- Mkandawire, T. (1999): Crisis Management and the Making of ›Choiceless Democracies‹ in Africa. In: Joseph, R. (Hrsg.): *The State, Conflict and Democracy in Africa*. Boulder: Lynne Rienner, S. 119–36.
- Moore-Gilbert, B. (1997): *Postcolonial Theory. Contexts, Practices, Politics*. London und New York: Verso.
- Mbembe, A. (2001). *On the Postcolony*. Berkeley, Los Angeles und London: University of California Press.
- Mbembe, A./Nuttall, S. (2004): Writing the World from an African Metropolis. In: *Public Culture*, 16 (3), S. 347–372.
- Mignolo, W. D. (1995): *The Darker Side of the Renaissance. Literacy, Territoriality and Colonization*. Michigan: Michigan University Press.
- Mignolo, W. (2005): *The Idea of Latin America*. London: Blackwell.
- Mills, S. (1997): *Der Diskurs. Begriff, Theorie, Praxis*. Tübingen und Basel: A. Francke Verlag.
- Mudimbe, V. Y. (1988): *The Invention of Africa: Gnosis, Philosophy and the Order of Knowledge*. Bloomington: Indiana University Press.
- Mutua, M. (2002): *Human Rights. A Political and Cultural Critique*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Niedrig, H./Seukwa L. H. (2010): Die Ordnung des Diskurses in der Flüchtlingskonstruktion: Eine postkoloniale Re-Lektüre. In: *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, Heft 2, S. 181–193.
- Nonhoff, M. (2010): Hegemonieanalyse. Theorie, Methode und Forschungspraxis. In: Keller, R./Hirse-land, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse*, Bd. 2: *Forschungspraxis*. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 299–332.
- Osterhammel, J. (1995): *Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen*. München: C.H. Beck.
- Pogge, T. (2011): *Weltarmut und Menschenrechte. Kosmopolitische Verantwortung und Reformen*. Berlin und New York: de Gruyter.
- Pollock, S. (2002): *Ex Oriente Nox. Indologie im nationalsozialistischen Staat*. In: Conrad, S./Randeria, S. (Hrsg.): *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt am Main: Campus, S. 335–371.
- Prashad, V. (2007): *The Darker Nations: A People's History of the Third World*. New York: The New Press.
- Pratt, M. L. (1992): *Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation*. New York und London: Routledge.
- Quijano, A. (2008): Coloniality of Power, Eurocentrism, and Social Classification. In: Moraña, M./Dussel, E./Jauregui, A.E. (Hrsg.): *Coloniality at Large. Latin America and the Postcolonial Debate*. Durham und London: Duke University Press, S. 181–224.

- Randeria, S. (2003): Globalization of Law: Environmental Justice, World Bank, NGOs and the Cunning State in India. In: *Current Sociology*, 51 (3/4), S. 305–328.
- Randeria, S. (2007a): The State of Globalization: Legal Plurality, Overlapping Sovereignties and Ambiguous Alliances between Civil Society and the Cunning State in India. In: *Theory, Culture & Society*, 24 (1), S. 1–33.
- Randeria, S. (2007b): De-politicization of Democracy and Judicialization of Politics. In: *Theory, Culture & Society*, 24 (4), S. 38–44.
- Said, E. (1981): *Covering Islam. How the Media and the Experts Determine How We See the Rest of the World*. New York und London: Vintage.
- Said, E. (1994): *Kultur und Imperialismus: Einbildungskraft und Politik im Zeitalter der Macht*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Said, E. (2003/1978): *Orientalism*. London: Penguin.
- Sen, J. (2007): The Power of Civility. In: *Development Dialogue*, 49, S. 51–67.
- Sivaramakrishnan, K./Agrawal, A. (Hrsg.) (2003): *Regional Modernities: The Cultural Politics of Development in India*. Stanford: Stanford University Press.
- Spivak, G. C. (1988): Can the Subaltern Speak. In: Nelson, C./Grossberg L. (Hrsg.): *Marxism and the Interpretation of Culture*. Urbana: University of Illinois Press, S. 271–313.
- Spivak, G. C. (2008): *Other Asias*. Oxford: Blackwell.
- Stoler, A. L. (1995): *Race and the Education of Desire. Foucault's History of Sexuality and the Colonial Order of Things*. Durham und London: Duke University Press.
- van der Veer, P. (2001): *Imperial Encounters. Religion and Modernity in India and Britain*. Princeton: Princeton University Press.
- Wodak, R./Nowak, P./Pelikan, J./Gruber, H./de Cillia, R./Mitten, R. (1990): ›Wir sind alle unschuldige Täter‹. *Diskurshistorische Studien zum Nachkriegsantisemitismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ziai, A. (2010): Zur Kritik des Entwicklungsdiskurses. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)*, Heft 10, 60. Jahrgang, S. 23–28.

Anschriften:

Prof. Dr. María do Mar Castro Varela
Alice Salomon Hochschule (Berlin)
castrovarela@posteo.de

Prof. Dr. Nikita Dhawan
Universität Innsbruck
Politische Theorie mit Schwerpunkt Frauen- und Geschlechterforschung
Nikita.Dhawan@uibk.ac.at

Prof. Dr. Shalini Randeria,
Institut für die Wissenschaft vom Menschen (Wien)/
Graduate Institute of International and Development Studies (Genf)
randeria@iwmm.at

Carsten Junker

Self-Aggrandizement – Discursive Effects of Early Abolitionist Self-Positioning¹

Zusammenfassung: Der frühe Diskurs des transatlantischen Abolitionismus trug maßgeblich zur Abschaffung des Sklavenhandels im englischsprachigen Raum in den Jahren 1807/08 bei. Der Beitrag untersucht anhand einer Analyse ausgewählter Argumentationsmuster im abolitionistischen Diskurs, wie dessen Protagonisten die damalige Versklavungspraxis skandalisierten. Dabei werden Strategien der Positionszuweisung von Versklavten und Eigenpositionierungen im Diskurs als latente Funktionen des Abolitionismus herausgearbeitet. Der Beitrag zeigt auf, wie seitens der Kritiker von Versklavung ambivalente Dynamiken diskursiver Hegemonieproduktion entfaltet werden. Er zeigt, dass man eine durch dekoloniale, afro-pessimistische und queer-theoretische Ansätze geprägte diskursanalytische Lesart des Abolitionismus dabei einen üblicherweise als emanzipatorisch betrachteten Diskurs auf seine machstabilisierende Wirkungen hin lesen kann.

Schlagwörter: Abolitionismus, Diskurs, Sklaverei, Kritik, Subjektpositionierung, Dekoloniale Theorie, Afro-Pessimismus, Selbsterhöhung/self-aggrandizement

Abstract: The early discourse of transatlantic abolition contributed significantly to the abolition of the slave trade in the English-speaking transatlantic sphere in the years 1807/08. By analyzing select argumentative patterns in abolitionist discourse, the paper examines how its protagonists rendered enslavement practices scandalous. It discusses strategies of positioning enslaved as well as free speakers of abolition as latent functions of abolitionist discourse, showing that critics of enslavement developed ambivalent dynamics by which they stabilized discursive dominance. It shows that a reading informed by decolonial, Afro-pessimist, and queer-theoretical approaches can highlight how a discourse generally considered emancipatory may have effects that stabilize existing social hierarchies.

Keywords: abolition, discourse, slavery, critique, subject positioning, decolonial theory, Afro-pessimism, self-aggrandizement

1 Contextualizing the Discourse of Abolition

This contribution addresses the discourse of abolition as an object of discourse analysis. It approaches its subject matter by way of a reading informed by »decolonial«, »Afro-pessimist«, and »queer« theorizing, thus proposing to complement and open up the »post-colonial« paradigm mobilized in this topical issue of the *Journal for Discourse Studies* in specific ways. In particular, it examines late-eighteenth-century abolition in the English-speaking transatlantic sphere as a counter discourse to the colonial discourse of slavery; it is particularly interested in the role of white protagonists of abolitionist discourse

1 This contribution comes out of and presents arguments from a larger research project recently published as Junker, C. (2016): *Patterns of Positioning: On the Poetics of Early Abolition*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.

– contestants of the enslavement regime who were themselves free men.² As a counter discourse, abolition forms part of the late eighteenth-century apparatus of transatlantic enslavement which had been a central feature of European colonialism since the Early Modern era. While »decolonial« theory allows us to read abolition as a deliberately »decolonial« discourse during colonialism *avant la lettre*, Afro-pessimist approaches shift attention to the historical significance and epistemological repercussions of transatlantic enslavement during and after colonialism; not least, queer theory provides conceptual tools for considering the ambivalent discursive standpoints of the subjects of abolitionist discourse analyzed here.

Although the goal of early abolitionist discourse was marked by attempts both to abolish the transatlantic slave trade *and* slavery in the Americas, a strong focus lay on the former objective. The British Parliament eventually passed the Slave Trade Act in 1807 which made the slave trade illegal throughout the British Empire, and by 1808, the Congress of the United States also declared the trade in enslaved people unconstitutional. The US Act to Prohibit the Importation of Slaves did not prevent that human trafficking continued in illegal ways but, in fact, led to »an increase in the illegal slave trade captained by U.S. nationals« (Horne 2014, p. 7). Efforts to abolish the trade in enslaved Africans preceded efforts to abolish slavery proper; enslavement practices continued to be legal in the British Empire until 1833 and *de jure* slavery in the United States was only ended in 1865.

While there were early attempts to critique slavery,³ we can speak of a shift from anti-slavery efforts to a viable discourse of *abolition*, which sets in only with the founding of anti-slavery societies in Britain and the United States. The formation of abolition as a discourse thus correlates with processes of anti-slavery institutionalization. The year 1787 marks the founding, in Britain, of the *Society for Effecting the Abolition of the Slave Trade*. From then on, abolitionist campaigns rapidly gathered momentum in Britain; it was around that time that the abolitionist movement »embarked on a massive propaganda campaign« (Haywood 2006, p. 14). Abolition societies were founded throughout the independent North American Colonies and the later new republic from the mid-1770 onwards. The first of its kind in North America, the *Society for the Relief of Free Negroes Unlawfully Held in Bondage*, was formed in Pennsylvania in 1775.⁴

- 2 Unlike numerous texts of abolitionists of African origin which could articulate the suffering of enslaved persons in first person, be it in the form of slave narratives, poetry, sermons, or others, the texts examined here speak about – and oftentimes for – the enslaved.
- 3 Brycchan Carey's *From Peace to Freedom* (2012) investigates antislavery Quaker rhetoric until the early 1760s not only in Britain but also in colonial places such as Barbados, New Jersey, and, centrally, Pennsylvania.
- 4 The society was dormant during the Revolutionary War but resumed activity in 1784 as the *Pennsylvania Society, for Promoting the Abolition of Slavery, for the Relief of Free Negroes Unlawfully Held in Bondage, and for Improving the Condition of the African Race*. According to David Brion Davis, the *Pennsylvania Abolition Society* »served as the model and inspiration for the various state societies which began in 1794 to send representatives to Philadelphia for the annual Convention of Delegates from the Abolition Societies« (1975, p. 216).

In the English-speaking transatlantic sphere, the enslavement of and trade in Africans reached a peak around 1800.⁵ Between 1787 and 1807, the number of Africans imported as trade goods was higher than in any other twenty-year period.⁶ As these references to numbers alone indicate, slavery as well as the struggle against it constitute a crucial element of a transatlantic history that spans the continents of Africa, Europe, and the Americas. Slavery – and thus abolition – form a constitutive part of European Modernity. For decades, eminent enslavement historians focused attention on the »*supreme paradox* that Western culture has long combined extraordinary coercion and violence with a celebration of individual freedom« (Davis 2009, p. 254, emphasis mine).⁷ In a North American context, this translated into the formula of »The American Paradox« (Morgan 1972). As philosopher Charles Mills points out, this paradox – the supposed contradiction between freedom and slavery – was reconciled in Enlightenment and Western Modernity through what he calls the »Racial Contract« (1997, p. 63).⁸ Toni Morrison and others in her wake have deconstructed this »supreme paradox« and argued instead for reframing and reconfiguring the relation between freedom and enslavement as constitutive for the former notion. The Enlightenment, in consequence, emerges no longer as a project faced with the supposedly (unresolved) contradiction of its ideals on the one hand and its social realities on the other. What comes into view instead is a two-sided, racialized logic, according to which slavery becomes formative for notions of freedom in Enlightenment and Western Modernity.⁹ In the framework of decolonial theory, the constitutive logic of modernity

5 According to the *Trans-Atlantic Slave Trade Database*, the decade from 1791–1800 marked a peak in the British Caribbean, with an estimate of 322,209 disembarkations of enslaved persons; a peak on mainland North America was reached in the decade from 1801–1810 with an estimate of 87,493 disembarkations of Africans forced to undertake the Middle Passage. These estimates »provide an educated guess of how large the slave trade actually was. [...] They raise the final totals to over 12,500,000 Africans forced to undertake the Middle Passage and around 10,700,000 who completed it, the largest forced migration in modern history« (2008, 2009). See also Eltis/Richardson 2010.

6 See Kolchin (1993, p. 79).

7 Davis refers to the »Problem of Slavery« with regard to what he calls a »tension« between »the ideal and real« in Western culture – between the ideal that »no slaveholding should exist in a purely natural, i.e. sinless world« and the reality that it did. According to Davis, this assumed tension inherent in the problem of slavery rests on a »fundamental contradiction«: »The basic concept of the slave was modeled on the domesticated animal; yet the slave's master wanted and needed human capacities and abilities, which were also expressed in the slave's resistance« (2009, p. 253).

8 »[T]he golden age of contract theory (1650–1800) overlapped with the growth of a European capitalism whose development was stimulated by the voyages of exploration that increasingly gave the contract a racial subtext. The evolution of the modern version of the contract, characterized by an antipatriarchalist Enlightenment liberalism, with its proclamations of the equal rights, autonomy, and freedom of all men, thus took place simultaneously with the massacre, expropriation, and subjection to hereditary slavery of men at least apparently human. This contradiction needs to be reconciled; it is reconciled through the Racial Contract, which essentially denies their personhood and restricts the terms of their social contract to whites« (Mills 1997, pp. 63–64).

9 Recent contributions in a postcolonial framework include Carey/Festa (2009); Shohat/Stam (2012, pp. 1–25)

has been addressed, for instance, by Walter Mignolo, who considers »coloniality« as the *Darker Side of Western Modernity*.¹⁰

Since the iniquity of the transatlantic apparatus of enslavement is an unquestioned issue in scholarship, the topic of abolitionist discourse as an object of study facilitates a focus on method and conceptual framing. Eric Sundquist's contention that slavery remains »the overarching American issue [...] as memory and as unresolved social crisis« (1993, p. 11), has had consequences for the study of North American as well as global history and culture in the sense that thinking about slavery has been immensely productive for discussions of the most adequate ways in which the topic could be addressed. In the field of historiography, German historian Jürgen Osterhammel has noted that the causes for the establishment as well as the abolition of the transatlantic slave trade and enslavement in the Americas have been extensively debated over roughly the past fifty years not because there is a clash over the value judgment of slavery but rather a consensus. Since no one would defend slavery as legitimate, scholars do not have to free themselves from making this value judgment, which opens up space for controversial discussions about the most adequate ways of addressing the topic. Accordingly, Osterhammel maintains, scholarship on slavery has emerged as an unparalleled laboratory for historiographical methodology, and the formation of different theories such as cliometrics and approaches to cultural history.¹¹ This is also a valid observation for the discourse of abolition, discussed here from a perspective informed by North American Literary and Cultural Studies that seeks to analyze ways in which discursive dominance is produced. I take my cue here from Nobel price laureate and cultural critic Toni Morrison's call for a reversal of perspectives. Morrison (1992, p. 90) famously sought »to avert the critical gaze from the racial object to the racial subject; from the described and imagined to the describers and imaginers; from the serving to the served«.

2 Reflections on Methodology: Patterns of Positioning the Free and the Unfree

While it is unproblematic today to assert that discourse analysis has provided scholars of literary and cultural studies as well as other fields in the humanities with preeminent

10 Mignolo decidedly differentiates his decolonial perspective from the postcolonial paradigm, see his »Further Thoughts on (De)Coloniality« (2014, pp. 21–22).

11 I have paraphrased from the German original: »Da niemand die Sklaverei auch nur andeutungsweise verteidigt, bedarf es nicht der Suche nach Werturteilsfreiheit. Ein eindeutiger Wertekonsens öffnet Raum für Erkenntnisfortschritt und Kontroverse. Die Debatten werden deshalb so stürmisch ausgetragen, weil sich Deutungsalternativen ungewöhnlich klar entwickeln lassen. Anders gesagt: Die Sklavereiforschung ist zu einem unvergleichlichen Laboratorium für die geschichtswissenschaftliche Anwendung oder gar Bildung von Theorien geworden. Nicht von ungefähr sind die Kliometrie, d.h. die modellbildende quantitative Wirtschaftsgeschichte, und die eigentlich gar nicht so neue »Kulturgeschichte« auf diesem Feld maßgeblich entwickelt worden« (Osterhammel 2009, pp. 37–38).

tools to examine text-based phenomena such as the discourse of slavery and its counter discourse of abolition, it seems necessary to make a proviso here and ask: can slavery merely be analyzed as a discourse? For Michel Foucault, a discourse can be understood as »a regulated practice that accounts for a certain number of statements«; it points to a phenomenon of »things actually said« (1972, pp. 80, 127).¹² A discourse is based on utterances and made up of discursive »events« that are formalized in spoken or written form:

»[The domain of discourse] is constituted by the set of all effective statements (whether spoken or written) in their dispersion as events and in the immediacy that is proper to each. [...] Discourse [...] is the always-finite and temporally limited ensemble of those statements alone which were formulated. [...] The description of discourse asks [the] question: How is it that this statement appeared, rather than some other one in its place?« (Foucault 2003, pp. 306–307)

Beyond a consideration of abolition as discourse, which can account for the »things actually said« about it, we should also note that there are dimensions of abolition that point beyond its discursive manifestation. Abolition as well as slavery are more than discourses – systems of the said and sayable – of opinions and formulated statements. They are systems that regulate geographical spaces, bodies, instruments, capital, and so on. Applying Foucault's thought to the present context,¹³ the constellations that constitute the enslavement regime and its critique can also be conceptualized as an »apparatus« (in French, »dispositif«). In an interview from 1977, Foucault notes:

»What I'm trying to pick out with this term is, firstly, a thoroughly heterogeneous ensemble consisting of discourses, institutions, architectural forms, regulatory decisions, laws, administrative measures, scientific statements, philosophical, moral and philanthropic propositions-in short, *the said* as much as *the unsaid*. [...] The apparatus itself is the system of relations that can be established between these elements. Secondly, what I am trying to identify in this apparatus is precisely the nature of the connection that can exist between these heterogeneous elements. [...] In short, between these elements, whether *discursive* or *non-discursive*, there is a sort of interplay of shifts of position and modifications of function which can also vary very widely. Thirdly, I understand by the term »apparatus« a sort of-shall we say-formation which

12 For a discussion of Foucault's notion of the »things actually said« and its implications for discourse analysis, particularly in linguistic discourse analysis, see Warnke 2013.

13 This context is marked by slavery and abolition as well as colonialism and concomitant racism. As Ann Laura Stoler (1995, pp. 55–94) and Robin Blackburn (1997, p. 13) have critically noted, Foucault did not attend »sufficiently to the colonial state as a source of racism,« arguing that »the slaveowner, even prior to the colonial state, actually claimed most of [racism's] regulatory powers« (Blackburn 1997, p. 26n15). In spite of such critique, Foucault's theorizing and its concomitant terminology has fundamentally shaped scholarship on slavery and racism, see Hartman (2007 p. 129). Foucault addressed racism in his 1976 lectures at the Collège de France as the unequal biopolitical distribution of life and death (2004, pp. 239–264).

has as its major function at a given historical moment that of responding to an urgent need. The apparatus thus has a dominant strategic function. This may have been, for example, the assimilation of a floating population found to be burdensome for an essentially mercantilist economy.« (Foucault 1980, pp. 194–195, emphases mine)

Giorgio Agamben, who provides a slightly different translation of passages of this interview, summarizes three crucial points of Foucault's concept of the apparatus:

- »a. It [the apparatus] is a heterogeneous set that includes virtually anything, linguistic and nonlinguistic, under the same heading: discourses, institutions, buildings, laws, police measures, philosophical propositions, and so on. The apparatus itself is the network that is established between these elements.
- b. The apparatus always has a concrete strategic function and is always located in a power relation.
- c. As such, it appears at the intersection of power relations and relations of knowledge.« (Agamben 2009, pp. 2–3)

We can transfer this notion to transatlantic enslavement, which can thus be considered an apparatus that extends beyond a discursive frame to include non-discursive elements at a given historical moment. In the sense that abolition questioned and challenged the apparatus of enslavement, abolition can be considered part of this apparatus. Like slavery, abolition is not only discursive or cannot merely be located in discourse, it also includes non-discursive elements. However, the apparatus of enslavement was largely contested using discursive means, and – without losing sight of the fact that the enslavement regime went far beyond »the said« – this realization draws analytical attention to abolition *as* discourse and as a discursive element of a larger framework of the apparatus of enslavement.¹⁴

Examining abolition as a discourse allows us to raise crucial questions of power as they are expressed in the validation of (shared) knowledge and the distribution of speaking positions, among others: who is in a position to speak and set the terms for debate? Literary Studies scholar Dwight McBride has similarly argued for the epistemic value of construing abolition as a discourse: »Recasting the abolition debate in terms of a discourse usefully places central significance on the issues of language, rhetorical strategy, audience, and the status and/or production of the ›truth‹ about slavery« (2001, p. 1).

As an exemplary object of (de)colonial discourse analysis, the discourse of abolition posits and tackles two fundamental positions marked by a difference between life and death: the position of the free and the position of the unfree. The following exemplary close readings of a small section of a much larger archive of abolitionist texts propose

14 We may argue with Foucault that abolition is a discourse resistant to the apparatus of enslavement. It occupies points of resistance in a field of power: »Where there is power, there is resistance, and yet, or rather consequently, this resistance is never in a position of exteriority in relation to power« (Foucault 1990, p. 95).

how these fundamental positions are negotiated and unequally distributed between white abolitionist speakers and the enslaved. My central question here is: how do abolitionist speakers as subjects of abolitionist discourse assign the enslaved positions in this discourse? To answer this question, I will focus on a select number of argumentative patterns, which I also call *topoi* – recurrent units of argumentation realized in various sequences of abolitionist writing. Argumentative patterns point to the negotiation of various kinds of knowledge which is explicitly or implicitly shared by a community of abolitionist speakers at a given time.¹⁵ Argumentative patterns are evident in a wide range of discursive fields including religious, political and moral philosophical, economic, historic, national, and racializing discourses. They may predominantly refer to and address the free, oftentimes attacking slaveholders, yet they may also predominantly refer to the enslaved. Thus they may implicitly or explicitly assign the enslaved different positions in abolitionist discourse.

Topoi imply *and* evoke discursive positions of the unfree. These positions are not necessarily explicated but can be implicated in an argument. They are presuppositions of the argument; that is, they are necessary preconditions for its truth function. An argument counts as valid when it tacitly assumes the existence of these positions. The *topos* of ANIMALIZATION examined below, which implies a position of »abjection« for the enslaved, is a telling example.¹⁶ Had those who argued that slavery was a regime treating human beings like animals not assumed the dehumanizing effects of this treatment to be the case, the argument – and its conclusion that slavery must be abolished – would not count as valid. Such an argument refers to a putative position of dehumanization. At the same time, it has declarative power. It is an argument against the animalization of the unfree, yet it references this position and in this way, it may reproduce a belief that this position is thinkable for the enslaved in the first place. This is a central ambivalence inherent in argumentative sequences of abolitionist discourse: they articulate positions of the unfree that they presume exist in order to reject them, and – by describing these positions – they assert declarative power, participating in the reproduction of the assumption that these positions are indeed thinkable although they are considered worthy of rejection. The inquiry in the following section is thus motivated by an interest in assessing the strategies

15 For a concise methodological reflection on *topoi* in discourse analysis, see Wengeler (2007), who proposes the analysis of *topoi* in a given discourse to gain insights into the explicit and implicit negotiation and production of shared bodies of knowledge.

16 The term »abjection« derives from Julia Kristeva's psychoanalytic work. In her study *Scenes of Subjection*, Saidiya Hartman uses the term in racially coded ways, transferring it to debates that took place following the Civil War and the formal abolition of slavery in the US in 1865. These centered on anxieties of whites, who asked, »how might this free laboring class be incorporated in the body politic as citizens while maintaining the integrity of whiteness?« (1997, p. 162). Notions of an assumed »threatening physical presence of blackness« among whites denote, as Hartman contends, »the *abjection* of blackness and the ambivalent character of the abject exemplified by the conflicted and uncertain incorporation of black citizens into the national body and by the containment or expulsion of blackness required to maintain the integrity of whiteness« (p. 163, emphasis mine). See also Broeck (2014, p. 110).

of positioning the enslaved in discourse and in the frees' tacit and shared yet contested knowledge about the enslaved.

3 Abolitionist Topoi: A Sequence of Close Readings

Considering topoi as discursive units of abolitionist discourse allows for an inquiry not only into the patterns of argument abolitionists chose, but also into the positions they accorded the unfree in their discourse. My assumption here is that abolitionists mobilized their listeners' tacit and shared knowledge about the enslaved when they utilized topoi.¹⁷ In some cases abolitionists assumed that the unfree could speak for themselves (thus positioning the unfree as subjects of discourse); in others, they felt the needed to speak on behalf of the unfree, thus imagining the enslaved in a position in which they needed to be spoken for and therefore speaking about them (thus implying that the enslaved were objects of discourse); and still in other cases, abolitionists assumed that the enslaved could not feature as (potential) agents in this negotiation of freedom and unfreedom (and thus relegating the unfree to a position abjected from discourse). The question of discursive positioning has implications that extend beyond a postcolonial Spivakian theorization of a subaltern inability to speak, or rather, to be heard.¹⁸ It raises the question of whether the enslaved were given or denied access to a modern social and symbolic order around 1800 that negotiated, regulated, and enabled social relations. It has conceptual effects that concern the positioning of the enslaved inside or outside a realm of recognizable social »re-lationality« (Wilderson 2011, p. 11) – of human relations and thus humanity at large; it also permits an examination of how white abolitionists negotiated their own positions in debates over the freedom of the enslaved.

3.1 Subject Positioning: The Topos of FELLOW FEELING

The topos of FELLOW FEELING considers slavery as a regime the cruelty of which can be imagined by enslavers through fellow feeling, thus warranting its abolition. Abolitionists made use of this topos to call on their readers to consider what it might feel like for them to be enslaved. It is grounded on the assumption that an imaginary reversal of positions between the free and the unfree was possible since both groups could putatively inhabit subject positions. The topos was oftentimes argued on religious grounds as it was closely tied to the idea of an innate equality between the free and the enslaved in the eyes of God, which also articulates the Golden Rule, according to which we should treat others as we want them to treat us. Quaker abolitionist Anthony Benezet (1713–1784) takes up the argumentative strategy of reversing positions in his anti-slavery treatise *A Caution and*

17 On »Race«, Racism and Tacit Knowing,« see Paul (2014).

18 The metaphor of speaking used here owes to Gayatri Spivak's notion of the inability of the »subaltern« to speak, that is to say, to be heard. See Spivak (1988).

Warning to Great-Britain, and Her Colonies from 1767. He quotes seventeenth-century Quaker George Fox, founder of the Quakers, the Religious Society of Friends, who argued in 1671:

»Consider with yourselves, if you were in the same Condition as the Blacks are, – who came [as] Strangers to you, and were sold to you as Slaves; I say, if this should be the Condition of you or yours, you would think it hard Measure: Yea, and very great Bondage and Cruelty. And, therefore, consider seriously of this, and do you for and to them, as you would willingly have them, or any other, to do unto you, were you in the like slavish Condition [...].« (quoted in Benezet 1767, pp. 39–40)

A reversal of positions as is suggested here allows for the possibility of FELLOW FEELING. It has to be noted, however, that Benezet's exercise in role-play is one-directional only. It allows him to suggest that the free can potentially feel what it means to be enslaved. It does not involve him and his audience imagining the enslaved in the position of the free.

In his essay »African Slavery in America« (1775), Thomas Paine (1737–1809),¹⁹ in contrast, suggests that a dynamic of a reversal of positions in both directions can be fathomed by asking whites to imagine what it would feel like to be unjustly enslaved by the unfree, who are imagined here as enslavers:

»Is the barbarous enslaving our inoffensive neighbours, and treating them like wild beasts subdued by force, reconcilable with all these divine precepts? Is this doing to them as we would desire they should do to us? If they could carry off and enslave some thousands of us, would we think it Just? – One would almost wish they could for once; it might convince more than reason, or the Bible.« (Paine 1775, p. 54)

Paine seems to articulate his wish that the enslaved »could for once« enslave some thousands of free people somewhat hesitantly, as its modal framing – »One would almost wish« – suggests; however, his plea also expresses urgency, as he posits that neither religious law nor reason-based secular law have yet made the abolitionist impact that Paine so desperately desires to see – agency on the part of the enslaved here becomes the last resort in the struggle for emancipation. When Paine maneuvers his audience into imagining a reciprocal dynamic via role-play, he implies that the enslaved can feature as subjects in the discourse of abolition. He imagines the unfree as agents in the sphere of human interaction.

The exhortation to imagine such a reversal of positions would of course entail that de facto power constellations could be suspended. It is a radical exercise and, in light of existing power relations, a futile one at that. Paine does not only *not* point out that the enslaved are structurally positioned in ways that make them incapable of enslaving whites. We might go so far as to assume that Paine, in effect, produces an argumentative lacuna that

19 Thomas Paine was raised as a Quaker, as his father's side of the family were Quakers; see Claeys (1989, p. 20).

in itself is expressive of discursive power. Blending out the fact that the enslaved are in no position to even consider the reversal of positions a viable option thus constitutes an act of white discursive self-empowerment, an act that veils the consequences of the disempowerment of the enslaved within the apparatus of enslavement.

A further example is provided from John Wesley's (1703–1791) religious treatise *Thoughts Upon Slavery*, published in London in 1774 and reprinted in Philadelphia the same year.²⁰ In this passage, the cofounder of Methodism does not discuss the enslavement regime installed in the Americas, but focuses on the torture to which the enslaved were subjected during their passage across the Atlantic. Wesley scolds slave-ship captains for their lack of compassion for the enslaved in direct terms of address:

»Are you *a man*? Then you should have an [sic] *human* heart. But have you indeed? What is your heart made of? Is there no such principle as compassion there? Do you never *feel* another's pain? Have you no sympathy? No sense of human woe? No pity for the miserable?« (Wesley 1774, p. 52)

In a subsequent passage, Wesley goes on to address slave-trading merchants with a short but remarkable imaginary anecdote about a slave in the slave port of Liverpool who is so bold as to ask a merchant to fathom what it might feel like if their positions were reversed:

»Master,[<] (said a slave at *Liverpool* to the merchant that owned him) ›what if some of my countrymen were to come here, and take away my mistress, and master *Tommy*, and master *Billy*, and carry them into our country, and make them slaves, how would you like it?‹ His [the merchant's] answer was worthy of a man: ›I will never buy a slave more while I live.‹ Oh, let this resolution be yours! Have no more part in this detestable business.« (Wesley 1774, pp. 53–54)

In this scene, Wesley imaginatively inverts power structures; a slave engages a slave merchant, demanding his accountability and requesting that the merchant imagine himself in the position of a slave. In this reversal and reconfiguration of positions, the enslaved are not only spoken about but speak for themselves as subjects, and speak truth to power. In the following passage, Wesley suggests a belief in the agency of the enslaved but he does so in more subtle ways than Paine, calling on God to mobilize the enslaved and bring about their freedom:

»Arise and help these that have no helper, whose blood is spilt upon the ground like water! Are not these also the work of thine own hands, the purchase of thy Son's blood? Stir them up to cry unto thee in the land of their captivity; and let their complaint come up before thee; let it enter into thy ears! Make even those that lead them away captive to pity them, and turn their captivity as the rivers in the south. O burst

20 *Thoughts* went through thirteen editions, which goes to show that it was circulated widely and was immensely popular; see Jackson (2009, p. 321n98).

thou all their chains in sunder; more especially the chains of their sins: Thou, Saviour of all, make them free, that they may be free indeed!« (Wesley 1774, pp. 56–57)

Wesley thus transfers the responsibility for freedom to God but he recognizes that the enslaved would be able to make a forceful – and legitimate – complaint on their own behalf if God helped them. Wesley's call to God for what could be construed as the audibility of the enslaved expresses a critique that the »complaint« of the enslaved had previously remained unrecognized by a wider public. It is obviously directed at the free, which is also substantiated by Wesley's invocation that God help them to pity the enslaved. Wesley, then, mobilizes the topos of FELLOW FEELING by arousing white pity and mingling that sentiment with the fear among the free about the complaints of the enslaved. Unlike the previous passages by Benezet and Paine, Wesley does not arrive at fellow feeling by proposing his own variant of an imagined reversal of positions. Instead, he offers a radical religious vision of broken chains and redeemed sins, inviting his readers to »feel« this vision. Even though Wesley's imagination invests the enslaved with a certain capacity to act on their own terms, it largely keeps them suspended in the power of a common God.

Paradoxically, the topos of FELLOW FEELING keeps the enslaved in a position in which they are felt for even as it envisions them as fellow subjects on their own, irrespective of how whites relate to them. Presbyterian minister Samuel Miller (1769–1850) echoes his abolitionist predecessors' arguments in a more political-philosophical framework in *A Discourse, Delivered April 12, 1797, at the Request of and before the New-York Society for Promoting the Manumission of Slaves, and Protecting Such of Them as Have Been or May Be Liberated*.²¹ Miller ultimately maintains a (nationally and racially coded) difference between »us« and »them« – and it is precisely this difference that allows for the possibility of imagining the enslaved as agents in their own right who might as well enslave whites. Miller thus reassigns positions of subjugation, imagining the enslaved in a position in which they would have the power to exert force and enslave whites in reverse:

»Were it made a question, whether justice permitted the sable race of Guinea to carry us away captive from our own country, and from all its tender attachments, to their own land, and there enslave us and our posterity for ever; – were it made a question, I say, whether all this would be consistent with justice and humanity, one universal and clamorous negative would show how abhorrent the principle is from our minds, when not blinded by prejudice.« (Miller 1797, p. 16)

Like other abolitionists before him, Miller depicts a hypothetical reversal of positions, which points to the complicated dynamics at play in the discursive positioning of the unfree and the free in abolitionist debates over slavery and freedom. The assumption that the enslaved could take on a position which whites inhabit in the power constellations marked by slavery is expressive of a white abolitionist fantasy grounded in the belief that

21 Miller's *Discourse* was delivered two years before the state of New York passed a law providing for the gradual abolition of slavery.

the enslaved could equally be in possession of freedom and that their humanity was an inalienable condition irrespective of white power. This fantasy of autonomous Black subjecthood – a subjecthood existing in and by itself – unmarks and un-names the structural relation between positions available to the enslaved and white subjects respectively. Because it suspends a consideration of power relations between the free and the unfree and evades a critique of existing constellations of power that also existed between the enslaved and abolitionists, it becomes a potentially delusive (if unwilling) gesture of white abolitionist disavowal. As such, the enabling fantasy of a reversal of positions constitutes an act of discursive self-empowerment on the part of white abolitionists with which they stake out claims to discursive dominance in the public arena of the new US republic.

3.2 Object Positioning: The Topos of REVENGE

An argumentative pattern such as FELLOW FEELING posits humanity as an inalienable property that is presupposed to derive from within human beings regardless of their actual status as enslaved or free persons; white abolitionist speakers who mobilized this argumentative pattern believed that both enslaved and freed Blacks might – at least potentially – inhabit subject positions in the discourse of abolition and, in effect, positioned them this way. They considered the unfree to be subjects on their own, regardless of their own relation to whites. At the same time, my discussion of FELLOW FEELING has shown that the topos in effect reveals a paradox: white abolitionist speakers can only imagine the enslaved in subject positions independent of white positions when, at the same time, they un-name the hierarchical relations endemic in the structural setup of a slave-trade system and a plantation society that they argue should be overcome.

The following section examines the topos of REVENGE, which positions the enslaved differently by assigning them discursive positions of the OBJECT of abolition. It does not consider the enslaved as capable of taking the place of an *I* in discourse, but instead assigns them a position of *you*. The topos of REVENGE argues for the abolition of slavery on the grounds that enslavement practices imply the risk of revenge on the part of the enslaved and in this way invoke fears of insurrections among the free. First, the abolitionists who employed this topos spoke *about* or *for* the enslaved, thus placing them in an object position. Second, in less formal and more propositional terms, the topos engages the question of abolition in ways that position the enslaved as objects of discourse vis-à-vis a constituency of whites regardless of the latter's attitude toward enslavement. This topos of REVENGE does not merely position the enslaved as objects in debates over abolition, it also reinforces the position of white subjectivity as the central source of abolitionist knowledge. It constitutes abolition as a discourse of white self-referentiality. This notion is corroborated by abolition scholar Maurice Jackson when, with reference to Quaker abolitionist Benezet, he succinctly notes that Benezet appealed to »the physical well-being of whites in terms of fears of potential slave uprisings« (2009, pp. 158–159). This raises questions as to the effects that the topos of REVENGE had for those speakers who mobilized it with regard to their own positioning in abolitionist discourse.

As John Stauffer reminds us, »the fear of an insurrection and the tacit acknowledgment that slavery represents a state of war« were among the »central component[s] of white abolitionist thought from the beginning of the abolition movement to the Civil War« (2003, pp. 2–3). The topos of REVENGE may be considered the secular version of a more religiously motivated topos of DIVINE RETRIBUTION, where revenge is registered as an act of God that does not fall within the purview of the enslaved themselves. It perhaps challenges more than any other the (Quaker) doctrine of nonviolence. By acknowledging the fear and perhaps legitimacy of insurrections as secular events, the religious frame of reference is stretched to its limits. Depictions of the Haitian revolution as »Non-Christian Abolition« (Avalos 2011, p. 275) are telling in this regard.

While the centrality of Haiti is relevant in terms of its significance as a singular historical place, uprisings on the part of the enslaved can be noted for their frequency and thus matter-of-factness in the North American setting during the eighteenth century.²² Spectacular modes of punishment were legalized to contain them:

»Slave rebellions [...] were usually punished with extreme cruelty. New York, for example, passed a law justifying any mode of execution which was deemed an appropriate spectacle of deterrence: this could include burnings, breaking on the wheel and hanging women in front of men« (Haywood 2006, p. 32).

Wesley describes these torture practices in the Caribbean as well as in the North American colonies with precision. He shows that such punishment, which was designed as preventative measure against escapes and other acts of resistance to enslavement, was not only illegitimate and excessive, but also expressive of the fear of revenge among slaveholding societies. Quoting Virginian law, he writes:

»Nearly allied to this [situation in Jamaica and Barbados] is the law of *Virginia*: ›After proclamation is issued against slaves that run away, it is lawful for any person whatsoever to KILL AND DESTROY such slaves, by SUCH WAYS AND MEANS AS HE SHALL THINK FIT.[¶] We have seen already some of the ways and means which have been *thought fit* on such occasions. And many more might be mentioned. One gentleman, when I was abroad *thought fit* to roast his slave alive! But if the most natural act of ›running away‹ from intolerable tyranny, deserves such relentless severity, what punishment have these *law-makers* to expect hereafter, on account of their own enormous offences?« (Wesley 1774, p. 33)

22 An organized resistance movement among the enslaved in the French colony Saint Domingue, which later became the first Black republic, Haiti, had started there in 1791. On the Haitian Revolution, see Geggus (2001). In his recent study, Horne (2014) posits that the Haitian Revolution and further slave resistance movements in the North-American, Circum-Atlantic sphere laid ground for the founding of the United States. Horne reads the American Revolution as a counter-revolutionary reaction to slave resistance, arguing that the American Revolution was fought to a large extent to gain freedom to consolidate the apparatus of enslavement in the future US republic.

The typography and punctuation here reveal Wesley's outrage in light of the excessive torture practices that were supposed to contain resistance on the part of the enslaved. Wesley considered acts of escape a »most natural act« (p. 33). In this section, he mobilizes the topos of REVENGE to speak about the enslaved, but the point is that he shifts attention to the laws that vindicate punishment, exposing their scandalous nature and labeling the acts of punishment that they allow whites to perform on Blacks as morally reprehensible.

The famous lexicographer Noah Webster (1758–1843), who was a lawyer by training, published an abolitionist treatise titled *Effects of Slavery on Morals and Industry* in 1793 that features accounts of insurrections on the part of the enslaved as results of slavery. His evocation of the fear of disaster held by a white audience oscillates between a mobilization of the topos of DIVINE RETRIBUTION and REVENGE. Considering the treatment of the enslaved, Webster argues, it is to be expected that the »keen sense of the injuries« to which the enslaved are subjected provokes their resistance; violent forms of expressing this resistance simply correspond to the dehumanizing severity of the slave regime:

»From the universal depravity of slaves, form a keen sense of the injuries they suffer and a strong desire of revenge, have sprung numerous insurrections, which have frequently deluged whole countries in blood. Hardened by severe labor, exasperated insults, disciplined in cruelty, and armed with despair [sic], they become doubly ferocious; and their insurrections are marked with more than savage barbarity.« (Webster 1793, p. 14)

Webster's *Effects* is a succinct example of abolitionist writing that uses rational arguments and mobilizes feelings among its audience. While the passage quoted above reflects the rational tenor of Webster's arguments, the following passage shows a sudden change in stylistic register. Webster frames the following account of insurrections in emotional language. Perhaps these lines are suffused with affective-laden references to the »passions of men« because he aims to elicit an emotional response on the part of his audience; perhaps these lines also speak to the limits of a rational use of language, pointing to the difficulties of putting into words the effects of the terrors of the apparatus of enslavement on those it terrorized:

»The passions of men resemble the current of a majestic river, which while it meets with no resistance, glides smoothly on, silent and harmless; attacked with boisterous winds, it moves with sullen dignity, heaving its murmuring waves against the resounding shores; but when massy mounds impede its progress, it rises in all its force, and busting its banks with indignant fury, it spreads wide havoc and devastation over the adjacent plains – Such have been the ravages committed by slaves, when, unable any longer to bear the pressure of their bondage, despair has roused their spirit to bust their fetters asunder, and they have risen in myriads to avenge their wrongs.« (Webster 1793, p. 14)

This figurative coding of human passions through the use of simile («a majestic river») trumps the sober tone of the remaining narration, the reference of which are the recent insurrections in the Caribbean. Webster anticipates an emotional reaction on the part of his audience and reverts to an imaginative use of language when he reaches the limits of what his audience may potentially be capable of imagining. Webster goes as far as to claim that the horrors from slave insurrections are too horrible to relate:

»A history of the calamities and dangers which nations have suffered by the revolt of their slaves, would teach us a most useful lesson; but the recital in detail would fill the mind with horror. A few instances only will be here added to the black catalogue of public and private evils flowing from the practice of enslaving men which this essay is intended to exhibit.« (Webster 1793, p. 14)

The imagery of the above two passages is noteworthy with regard to narrative perspective as well: the trope of flood, which in all likelihood refers to the story of the Great Flood in the Bible (Genesis 1), permits Webster to stage a scene of divine retribution, a passage that may even express a kind of pleasure in, or even desire for catastrophe among the free, an overindulgence in self-made disaster that comes across as a God-given punishment in response to the actions of white men. Webster here seems to foment a fear of insurrections that indicates a white will to indulge in disaster. It is the white subject – Webster stands in metonymically for those whom he addresses – that comes under the threat of slavery and its destructive effects, and it is also the white subject that has the power to fear suffering, that is in a position to be thrilled by excitement about danger in the first place. As bearers and experiencers of such affects, whites retain a subject position of abolitionist discourse. At the same time, the enslaved are relegated to a position from where they merely execute acts of revenge against the injustice of slavery. They are provisionally granted the role of agents of revenge, but they are vested with power to act on their own terms only provisionally. Their actions remain reactions to white injustice, the causes of which, in Webster's logic, only whites can ultimately abolish. While Webster's account of slave insurrections thus retains a focus on white accountability and agency, W.E.B. Du Bois – perhaps the utmost influential African American intellectual of the twentieth century – would recast patterns of positioning in abolitionist discourse. Not only claiming to speak from the position of a Black subject himself but validating the very own perspective of the enslaved throughout history, Du Bois would argue that »slave uprisings signified the indomitable spirit of Africa which refused to submit to the European yoke« (Haywood 2006, p. 32).

While my readings in the previous two sections have examined how speakers use the topos of FELLOW FEELING and REVENGE to envision and position the unfree in the discourse of abolition as its speaking subject and its spoken-for and spoken-about object, the following topos of ANIMALIZATION locates them as dehumanized beings outside and beyond social relations, addressing them as cast out from intra-human interaction and abjected from discourse. Taking these different strategies of positioning the enslaved together, we can speak of a *triadic* mode of positioning the unfree in the discourse of abolition.

3.3 Object Positioning: The Topos of ANIMALIZATION

In his study *Slavery and Social Death* (1982), Orlando Patterson noted the exposure of the enslaved to gratuitous violence, their general dishonor and their genealogical isolation as constitutive elements of the master-slave relationship: this was marked by »the permanent violent domination of natively alienated and generally dishonored persons« (p. 13). Hortense Spillers conceptualized the captive body of the enslaved as »flesh,« succinctly defined as »the zero degree of social conceptualization,« which entails a complete decoupling of the cultural, historical, and familial ties of enslaved people and a concomitant erasure of their intelligibility as gendered subjects (2003, p. 206). Following suit, scholars such as Saidiya Hartman, Frank Wilderson, and Jared Sexton have produced work currently coagulating into a paradigm of ›Afro-pessimism‹. Decades earlier, in his decolonial *Discourse on Colonialism* (1950), Aimé Césaire had succinctly addressed the dehumanization and commodification of colonized, enslaved persons in the European project of colonization, which he identified as »thingification«:

»I spoke of contact. Between colonizer and colonized there is room only for forced labor, intimidation, pressure, the police, taxation, theft, rape, compulsory crops, contempt, mistrust, arrogance, self-complacency, swinishness, brainless elites, degraded masses. No human contact, but relations of domination and submission which turn the colonizing man into a classroom monitor, an army sergeant, a prison guard, a slave driver, and the indigenous man into an instrument of production. My turn to state an equation: colonization = ›thingification‹.« (Césaire 1950, p. 21)

Abolitionist texts showed evidence of such processes of thingification. Benezet, for instance, quotes from an account that decries the atrocious cruelties of the slave trade and the resulting forms of human deprivation on American plantations: »The Iniquity of the Slave-trade is greatly aggravated by the Inhumanity with which the *Negroes* are treated in the Plantations, as well with Respect to Food and Cloathing, as from the unreasonable Labour which is commonly exacted from them« (Anonymous, qtd. in Benezet 1767, p. 8). Benezet substantiates his critique of such procedures of dehumanization by quoting from numerous authoritative eyewitness accounts, one of which is provided by a white observer who recounts the gratuitous violence to which the enslaved are constantly exposed:

»A considerate young Person, who was late in one of our West-India Islands, where he observed the miserable Situation of the *Negroes*, makes the following Remarks: ›I meet with daily Exercise, to see the Treatment which these miserable Wretches meet with from their Masters, with but few Exceptions. They whip them most unmercifully, on small Occasions. They beat them with thick Clubs, and you will see their Bodies all whaled and scarred; in short, they seem to set no other Value on their Lives, than as they cost them so much Money; and are not restrained from killing them, when angry, by a worthier consideration, than that they lose so much. They act as

though they did not look upon them as a Race of human Creatures, who have Reason, and Remembrance of Misfortunes, but as Beasts, like Oxen, who are stubborn, hardy, and senseless; fit for Burdens, and designed to bear them. They won't allow them to have any Claim to human Privileges, or scarce, indeed, to be regarded as the Work of God[<].« (Anonymous, quoted in Benezet 1767, pp. 6–7)

The account documents practices of dehumanization and shows that the value of the lives of the enslaved was measured by their exchange value as tradable goods, and further, that they are vulnerable to unwarranted acts of violence. Not only does the observer point to the defenselessness of the enslaved here, he also mobilizes a topos of ANIMALIZATION when he uses a simile to describe the treatment to which slaveholders subject their human property, noting that they act toward the enslaved as if they were »Beasts« or »Oxen« – the connectives »as« and »like« are the rhetorical markers that express the comparison and, on the part of slaveholders, the assumed likeness of the enslaved and livestock, a proximity that abjects the former from the sphere of the human. They are, to repeat from the quoted source above, refused »any Claim to human Privileges« (p. 7). In a further quote from a 1739 letter by George Whitefield (1714–1770), a Calvinistic Methodist, Benezet provides another example of the use of simile to express and decry the ANIMALIZATION of the enslaved:

»[S]ure I am, it is sinful, when bought, to use them as bad, nay worse, than as though they were Brutes; and whatever particular Exception there may be (as I would charitably hope there are some) I fear the Generality of you, that own *Negroes*, are liable to such a Charge; for your Slaves, I believe, work as hard, if not harder, than the Horses whereon you ride[<].« (Whitefield, quoted in Benezet 1767, p. 12)

Whitefield uses direct terms of address in order to hold slaveholders accountable for their »response-ability« to use Toni Morrison's term (1992, p. xi), for the animalization of the enslaved. In this passage, the simile operates on two levels: first, when Whitefield makes the claim that slaveholders treat them as »Brutes« and second, when Whitefield himself assumes that the enslaved are made to work »as hard, if not harder,« than horses. This example shows the dilemma abolitionist discourse faced: how to avoid reproducing what it wished to denounce. Another example for such a reenactment of ANIMALIZATION through simile – for the predicament of reproducing the discursive terms of abjection in the name of criticizing them – is provided by Wesley when he writes: »It [slavery] allows the master to alienate the slave, in the same manner as his cows and horses« (p. 4). Thomas Jefferson's (1743–1826), *Notes on the State of Virginia* (1787) are another case in point. When the third US president discusses the sexual preferences of the enslaved, he places people of African origin in proximity to animals:

»Add to these, flowing hair, a more elegant symmetry of form, their own judgment in favour of the whites, declared by their preference of them, as uniformly as is the preference of the Oranootan for the black women over those of his own species. The cir-

cumstance of superior beauty, is thought worthy attention in the propagation of our horses, dogs, and other domestic animals; why not in that of man?» (Jefferson 1787, pp. 145–146)

Jefferson constructs an analogy between ›inter-species‹ desire on the one hand and an ›interracial‹ desire on the part of Blacks for whites on the other. While Jefferson remains unspecific in terms of gendered orientation, the analogy to the Oranootan would suggest that he speaks about Black men desiring white women, as this would constitute a more threatening scenario for his white audience in terms of racially coded »mixture« (ibid., p. 151). Furthermore, the status of enslaved women as property meant that their sexual exploitation did not even constitute a transgression on the part of white men. The comparison between the assumed desire of the orangutan and that of the enslaved moves the latter close to the sphere of animals, furnishing them with animalistic characteristics. It thus takes part in their animalization. While Jefferson's text overall ponders the abolition of slavery, it clearly mobilizes the topos of ANIMALIZATION here for the purpose of rehearsing notions in the field of what he calls »natural history« which essentialize assumed physical differences and thus legitimize social exclusions (ibid., pp. 150–151).

In Benjamin Franklin's (1706–1790) »An Address to the Public« from 1789, a more decidedly abolitionist speaker speaks to his fellow abolitionists *for* the enslaved *about* their plight, seeking a consensus among his audience through an appeal to compassion and sympathy. Yet Franklin underlines this aim by associating the effects of slavery with similes between the enslaved as »brute animals« »galling in chains« and, in another passages, as »mere machines«. He thus positions the enslaved on a vertical axis at the limits of the human, at a boundary to putative savage animalism and materiality:

»The unhappy man, who has long been treated as a brute animal, too frequently sinks beneath the common standard of the human species. The galling chains, that bind his body, do also fetter his intellectual faculties, and impair the social affections of his heart. Accustomed to move like a *mere machine*, by the will of his master, reflection is suspended; he has not the power of choice; and reason and conscience have but little influence over his conduct, because he is chiefly governed by the passion of fear.« (Franklin 1789, p. 384, emphasis mine)

Slavery, according to the polymath Franklin, forces the enslaved outside the social network of human relations, relegating them to the status of sub-humans or even »beneath the common standard of the human species«. It destroys their intellectual and affective faculties. When Franklin speaks about the impairment of »the social affections of his [the slave's] heart« (ibid., p. 384), Franklin essentially claims that affections have a social function; they bind together a social community and contribute to negotiating this community's shared sense of right and wrong, alongside the capacities of reason and reflection. Enslavement practices, Franklin argues, diminish, damage, and destroy any potential »social affection« on the part of the enslaved, but they are left only with what Franklin

calls the »passion of fear« (ibid.). In this case, Franklin implies a gradation from animalization toward thingification, suggesting the existence of a hierarchy of different kinds of feelings. Some feelings indicate the (violated) humanity of the enslaved, some impact on the enslaved in ways that pose a potential threat to white civil society. While Webster above validates fear as a serious feeling among whites that supports the need for abolition, the reference to fear here merely seems to point to and validate the assumption of an uncultured reflex among the enslaved.

Samuel Miller makes use of the topos of ANIMALIZATION to suggest a scale of successive stages of dehumanization, showing that effects of animalization may reach degrees of thingification. Miller differentiates between more or less dehumanizing conditions under slavery, particularly with respect to the Northern and Southern states. He emphasizes, however, that slavery incurs the same violation of the right to personal freedom no matter how it is imposed. Choosing a somewhat odd comparison between the freedom that »the barren rock« (Miller 1797, S. 17) can enjoy yet which the enslaved are forced to surrender, Miller exposes the absurdity of slavery as institutionalized human deprivation:

»That there are different degrees of wretchedness among them, in different circumstances, no one can doubt: and when they fall into the hands of the humane and kind, their depression is less – far less miserable, than when the torture of whips, the pains of hunger and nakedness, and the unreasonable impositions of hard task-masters, are added to servitude. On this account, I am happy in being able to say, that the lot of slaves among us is, in general, much more tolerable than that of those in some other parts even of our own country. But still they are both in bondage. However favoured the situation of either, they are both deprived of that blessing, in possession of which the barren rock has its joys, and without which Eden itself would be a gloomy scene« (Miller 1797, S. 17).

As this image suggests, rocks here enjoy more liberty than the enslaved; the latter are thus symbolically reduced to a state less than animate beings; in a natural order the enslaved occupy a position below that of rocks. Miller's may use the topos of ANIMALIZATION here in ways that remonstrate against the necropolitical dimensions of the apparatus of enslavement; yet the use of such a topos may in fact, unintentionally, consolidate a rupture between the free and the unfree.

4 Self-Aggrandizement: The Manifest and Latent Functions of Abolitionist Discourse

Abolition is generally construed as selfless because abolitionists sought to sensitize readers to the plight of the enslaved in order to ameliorate the conditions under which they lived. In contrast, the exemplary passages examined above suggest that we identify a paradox between manifest and latent functions and a resulting need to examine both at a

more fundamental level.²³ Abolitionists employed a variety of strategies – among them the use of recurring topoi – to achieve their goal of generating widespread public disapproval of slavery. However, mobilizing abolitionist sentiments among their audience did not necessarily follow altruistic motives; addressing the plight of the enslaved should also be considered in terms of the effects this had for those who did the addressing. As an analysis of the topoi of early abolitionist discourse shows, their use could, in fact, be self-referential and ultimately self-serving. Abolition was not as selfless as it was made out to be by abolitionists themselves (and also by later scholars of abolition).

Some topoi were clearly, intentionally self-referential, such as the argument about REVENGE and its implied interest in political stability and social peace. Intertwined with these were other, more subtle and more pernicious strategies that claimed to focus on the enslaved but were, in fact, no less self-referential and self-serving, for instance references to Black ANIMALIZATION and further discussions of inequality that reified existing power hierarchies even as white abolitionists claimed to condemn them. Discursive acts in which the abjection of the enslaved is moved to center stage harbor obvious ambivalences which lie in the predicament of reconsidering, and thus reproducing the terms of abjection for the sake of condemning it. Abolitionists frequently used the discursive norms which rendered the enslaved abject; thus the discourse of abolition could coerce the enslaved into the measures of abjection it sought to critique. Abolitionists, in brief, addressed the position of the enslaved to criticize the structural inequality between the free and the unfree. But their powerful speech acts had effects that were potentially detrimental to an agenda geared toward overcoming structural inequality because they had the potential to reify structural inequality on a discursive level.

Paradoxically, such an ambivalent dynamic cannot only be observed where abolitionists addressed the objectification or even abjection of the enslaved, but also where they sought to frame the enslaved as subjects of discourse. While abolitionists may have mobilized this discursive procedure to empower the enslaved, it could also invite audiences to ignore existing structures of domination. The topos of FELLOW FEELING with its assumptive logic of a possible reversal of positions between the enslaved and their enslavers is but one example which shows that white abolitionists could disregard the fact that the enslaved were in no position to enslave whites. These fantasies of reversing power structures can be read as articulations of a willful ignorance concerning the power dynamics operative in the apparatus of enslavement and the societal structures of the early US republic among the protagonists of abolition. This ignorance is in itself an expression of the discursive power which abolitionists brought to bear on the enslaved. It is part of a discursive dynamic, the effect of which contributed and enabled the self-aggrandizement of abolitionist speakers in the discourse of abolition.

23 Sociologist Robert Merton expands on the concepts of »manifest« and »latent« functions as follows: »This is the rationale for the distinction between manifest functions and latent functions; the first referring to those objective consequences for a specified unit (person, subgroup, social or cultural system) which contribute to its adjustment or adaptation and were so intended; the second referring to unintended and unrecognized consequences of the same order« (1968, p. 117). For a discussion of these concepts in the framework of discourse analysis, see Spitzmüller/Warnke (2011, p. 50).

Ultimately, the assumed public benefit of the abolition of the slave trade did not contradict the personal self-aggrandizement of abolitionists. Abolition, accordingly, presented the abolitionists with multiple benefits: they could take the moral high ground with regard to enslavement beneficiaries and their ilk, and they could occupy a favorable position toward the enslaved whom they claimed to want to rescue. While this allowed them to argue in favor of abolition, it also served their own religious, political, and moral goals.

5 Decolonial Theory, Queer Theory, and Afro-pessimism

To conclude, let me briefly highlight what specific theoretical framings can add to a discourse analysis of early abolition that directs attention away from the enslaved to those who occupy a speaking position in it. When Quaker abolitionist protagonists such as Anthony Benezet and John Woolman (1720–1772) chose to refuse participation in the apparatus of slavery on the assumption that, as Woolman noted in 1754, »Enslavement corrupts the mind« (pp. 6–7), their refusal to let slavery corrupt them could be considered, in the language of decolonial theory, an enactment of a »decolonial option« (Mignolo 2011, p. 34).²⁴ Framing such enactments as acts of »delinking from the colonial matrix of power« (ibid., p. 74) and as acts of »epistemic disobedience« (ibid., p. 139) *avant la lettre* allows for a reconsideration of the ways in which abolitionists are discursively implicated in the »coloniality« that Mignolo considers the constitutive »darker side of modernity« and Enlightenment, of which the violent dehumanization of the enslaved forms a part (ibid., p. 2).

Here questions of the discursive framework and the addressees of abolitionist discourse come into play. Benezet, among others, »added Enlightenment philosophy [...] to the Atlantic antislavery discourse« (Jackson 2009, p. 55): if we consider abolition not only to address specifically the practices of enslavement – not merely the particulars of the historical apparatus of enslavement – but also assume that abolitionist discourse can be situated and found itself in conversation with the universalism of Enlightenment thinking which it partly contested, then the meaning of »epistemic disobedience« shifts. Here, a concept from queer theory such as Muñoz's concept of »disidentification« may also serve as a useful tool for an analysis of abolitionists' subject positions.²⁵ Without seeking to de-

24 Mignolo himself relates the concept of the »decolonial option« retrospectively to an eighteenth-century setting when he mentions Ottobah Cugoano – the African abolitionist born in present-day Ghana who, after he had been enslaved and deported to the Antilles, eventually became a prominent, free abolitionist in Britain – as one of its early proponents who claimed that »no human being has the right to dominate and be imposed over [an]other human being« (2011, p. 23).

25 With reference to performance culture among »queers of color,« José Esteban Muñoz's notion of »disidentification« offers a critical perspective on the ways in which the emergence of »disidentificatory identity performances [...] is predicated on their ability to disidentify with the mass public and instead, through this disidentification, contribute to the function of a counterpublic sphere« (1999, p. 7). At the same time, I expressly wish to state that I do not assume an analogy between white eighteenth-century abolitionists and those who perform the »politics of disidentification« (p. 22) which Muñoz analyzes.

referentialize Muñoz's concept, I contend that its assumptive logic may open up unusual perspectives on the dynamics of early abolitionist discourse and its discursive practices. Abolitionists like Benezet emerge as »[s]ubjects who are outside the purview of dominant public spheres« negotiating dominant versions of rational Enlightenment thought, contesting its ideals of liberty and equality (Muñoz 1999, p. 8).

As a third horizon of theorization, Afro-pessimist theorizing provides discourse analysis with the conceptual tools that help to establish an understanding of the complexities of Black subjection beyond its conceptualization within a too facile subject-versus-object dichotomy in the framework of white hegemony. Conceptualizing white practices of anti-Black abjection beyond a potential recovery of Black agency illuminates the ways in which the discourse of abolition addresses and reifies processes of commodification. Such processes are constitutive for the apparatus of enslavement and its concomitant assumptions of white freedom.

Concepts and approaches from Afro-pessimist theory, as well as decolonial and queer-of-color critiques plainly analyze power structures and, to varying degrees, assess strategies for overcoming them. Thus, these theories not only contribute to analyzing the procedures of investing and divesting different speaking positions in a discourse such as early abolition with authority. They also open up new perspectives onto early abolition and other discourses of emancipation by investing a consideration of such liberationist discourses with questions of the constitutive role of (discursive) violence that is at the heart of debates of freedom and humanity in the late-eighteenth century and beyond. These approaches thus also open up the »postcolonial« paradigm by way of highlighting the significance of transatlantic enslavement as a constitutive aspect of colonial history; they offer specific conceptual tools for assessing the epistemological implications of the enslavement regime for our »postcolonial« moment.

Bibliography

Primary Sources

- Benezet, A. (1767): *A Caution and Warning to Great-Britain, and Her Colonies*. Philadelphia: Hall & Sellers.
- Franklin, B. (1789): *An Address to the Public*. In: *The American Museum: Or Repository of Ancient and Modern Fugitive Pieces, &c. Prose and Poetical*. Vol. 6. Philadelphia: Mathew Carey, pp. 383–384.
- Jefferson, Th. (1785/1999): *Notes on the State of Virginia*. Ed. Shuffleton, Frank. New York: Penguin.
- Miller, S. (1797): *A Discourse, Delivered April 12, 1797, at the Request of and before the New-York Society for Promoting the Manumission of Slaves, and Protecting Such of Them as Have Been or May Be Liberated*. New York: Swords.
- Paine, Th. (1775/1987): *African Slavery in America*. In: Foot, M./Kramnick, I. (eds.): *Thomas Paine Reader*. London: Penguin, pp. 52–56.
- Webster, N. (1793): *Effects of Slavery, on Morals and Industry*. By Noah Webster, Jun. Esq. Counsellor at Law and Member of the Connecticut Society for the Promotion of Freedom. Hartford: Hudson and Goodwin.
- Wesley, J. (1774): *Thoughts Upon Slavery*. Philadelphia: Joseph Crukshank.

Secondary Sources

- Agamben, G. (2009): *What Is an Apparatus? And Other Essays*. Trans. David Kishik, and Stefan Pedatella. Stanford: Stanford UP.
- Avalos, H. (2011): *Slavery, Abolitionism, and the Ethics of Biblical Scholarship*. Sheffield: Sheffield Phoenix.
- Blackburn, R. (1997): *The Making of New World Slavery: From the Baroque to the Modern, 1492–1800*. London: Verso.
- Broeck, S. (2014): *Legacies of Enslavism and White Abjectorship*. In: Broeck, S./Junker, C. (eds.): *Post-coloniality – Decoloniality – Black Critique: Joints and Fissures*. Frankfurt am Main: Campus, pp. 109–128.
- Carey, B. (2012): *From Peace to Freedom: Quaker Rhetoric and the Birth of American Antislavery, 1657–1761*. New Haven: Yale University Press.
- Carey, D./Festa, L. (eds) (2009): *The Postcolonial Enlightenment: Eighteenth-Century Colonialism and Postcolonial Theory*. Oxford: Oxford University Press.
- Césaire, A. (1950/1972): *Discourse on Colonialism*. Trans. Joan Pinkham. New York: Monthly Review.
- Claeys, G. (1989): *Thomas Paine: Social and Political Thought*. Boston: Unwin Hyman.
- Davis, D. B. (2009): *Re-Examining the Problem of Slavery in Western Culture*. In: *American Antiquarian Society* (ed.): *Proceedings of the American Antiquarian Society*. Vol. 118. Worcester: American Antiquarian Society, pp. 247–266.
- Eltis, D./Richardson, D. (eds.) (2010): *Atlas of the Transatlantic Slave Trade*. New Haven: Yale UP.
- Foucault, M. (1972): *The Archaeology of Knowledge*. Trans. A. M. Sheridan Smith. New York: Pantheon.
- Foucault, M. (1980): *Power/Knowledge: Selected Interviews and Other Writings, 1972–1977*. Ed. C. Gordon. New York: Pantheon.
- Foucault, M. (1990): *The History of Sexuality*. Trans. Robert Hurley. New York: Vintage.
- Foucault, M. (2003): *On the Archaeology of the Sciences: Response to the Epistemology Circle*. In: Paul Rabinow, P./Rose, N. (eds.): *The Essential Foucault: Selections from the Essential Works of Foucault, 1954–1984*. New York: New Press, pp. 392–422.
- Foucault, M. (2004): *Society Must Be Defended: Lectures at the Collège De France, 1975–1976*. Trans. David Macey. London: Penguin.
- Geggus, D. P. (ed.) (2001): *The Impact of the Haitian Revolution in the Atlantic World*. Columbia: University of South Carolina Press.
- Hartman, S. V. (1997): *Scenes of Subjection: Terror, Slavery, and Self-Making in Nineteenth-Century America*. New York: Oxford University Press.
- Hartman, S. V. (2007): *Lose Your Mother: A Journey Along the Atlantic Slave Route*. New York: Farrar, Straus and Giroux.
- Haywood, I. (2006): *Bloody Romanticism: Spectacular Violence and the Politics of Representation, 1776–1832*. Basingstoke: Palgrave.
- Horne, G. (2014): *The Counter-Revolution of 1776: Slave Resistance and the Origins of the United States of America*. New York: New York University Press.
- Jackson, M. (2009): *Let This Voice Be Heard: Anthony Benezet, Father of Atlantic Abolitionism*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Junker, C. (2016): *Patterns of Positioning: On the Poetics of Early Abolition*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Kolchin, P. (1993): *American Slavery, 1619–1877*. New York: Hill.
- McBride, D. A. (2001): *Impossible Witnesses: Truth, Abolition, and Slave Testimony*. New York: New York University Press.
- Merton, R. (1949/1968). *Social Theory and Social Structure*. New York: Free Press.
- Mignolo, W. D. (2011): *The Darker Side of Western Modernity: Global Futures, Decolonial Options*. Durham: Duke University Press.

- Mignolo, W. D. (2014): Further Thoughts on (De)Coloniality. In: Broeck, S./Junker, C. (eds.): *Postcoloniality – Decoloniality – Black Critique: Joints and Fissures*. Frankfurt am Main: Campus, pp. 23–53.
- Mills, C. W. (1997): *The Racial Contract*. Ithaca: Cornell University Press.
- Morgan, E. S. (1972): Slavery and Freedom: The American Paradox. In: *Journal of American History* 59(1), pp. 5–29.
- Morrison, T. (1992): *Playing in the Dark. Whiteness and the Literary Imagination*. Cambridge: Harvard University Press.
- Muñoz, J. E. (1999): *Disidentifications: Queers of Color and the Performance of Politics*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Osterhammel, J. (2009): *Sklaverei und die Zivilisation des Westens*. München: Carl Friedrich von Siemens Stiftung.
- Patterson, O. (1982): *Slavery and Social Death: A Comparative Study*. Cambridge: Harvard UP.
- Paul, H. (2014): »Race«, Racism, and Tacit Knowing. In: Fluck, W./Redling, E./Sielke, S./Zapf, H. (eds.): *American Studies Today. New Research Agendas*. Heidelberg: Winter, pp. 263–287.
- Spillers, H. J. (1987/2003): *Mama's Baby, Papa's Maybe: An American Grammar Book*. In: *Black, White, and in Color: Essays on American Literature and Culture*. Chicago: University of Chicago Press, pp. 203–229.
- Spitzmüller, J./Warnke, I. H. (2011): *Diskurslinguistik: Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin and Boston: De Gruyter.
- Spivak, G. Ch. (1988): Can the Subaltern Speak? In: Nelson, C./Grossberg, L. (eds.): *Marxism and the Interpretation of Culture*. Urbana: University of Illinois Press, pp. 271–313.
- Stam, R./Shohat, E. (2012): *Race in Translation: Culture Wars around the Postcolonial Atlantic*. New York: New York University Press.
- Stauffer, J. (2003): In the Shadow of a Dream: White Abolitionists and Race. In: *Collective Degradation: Slavery and the Construction of Race. Proceedings of the Fifth Annual Gilder Lehrman Center International Conference at Yale University*, pp. 1–44, www.yale.edu/glc/events/race/Stauffer.pdf (accessed 11/05/2015).
- Stoler, A. L. (1995): *Race and the Education of Desire: Foucault's History of Sexuality and the Colonial Order of Things*. Durham: Duke University Press.
- Sundquist, E.J. (1993): *To Wake the Nations: Race in the Making of American Literature*. Cambridge: Harvard University Press.
- Voyages: The Trans-Atlantic Slave Trade Database (2008, 2009). Emory University, www.slavevoyages.org/tast/index.faces (accessed 11/05/2015).
- Warnke, I.H. (2013): Diskurslinguistik und die wirklich gesagten Dinge – Konzepte, Bezüge und Empirie der transtextuellen Sprachanalyse. In: Felder E. (ed.): *Faktizitätsherstellung in Diskursen: Die Macht des Deklarativen*. Berlin and Boston: De Gruyter, pp. 75–98.
- Wengeler, M. (2007): Topos und Diskurs – Möglichkeiten und Grenzen der topologischen Analyse gesellschaftlicher Debatten. In: Warnke, I.H. (ed.): *Diskurslinguistik nach Foucault: Theorie und Gegenstände*. Berlin and New York: De Gruyter, pp. 165–186.
- Wilderson III, F.B. (2010): *Red, White & Black: Cinema and the Structure of U.S. Antagonisms*. Durham: Duke University Press.

Address:

PD Dr. Carsten Junker
 Leipzig University
 Institute for American Studies
carsten.junker@uni-leipzig.de

Aqtime Gnouleleng Edjabou (Paderborn/Lomé)

»Nos amis les Allemands« – Zum Diskurs der aktuellen Deutschland-Begeisterung in Togo

Zusammenfassung: Der Artikel versucht, die gegenwärtige Begeisterung für Deutschland in Togo zu erklären. Diese Begeisterung scheint ein Ergebnis von Diskursen zu sein, die bis in die Zeit zurückreichen, als Togo noch eine deutsche Kolonie (1884-1914) war. Die verschiedenen Schichten dieses Phänomens werden hier in einer diskursiv-historischen Perspektive erörtert. Die Deutschland-Begeisterung kann als ein Phänomen verstanden werden, das sich durch die Überlagerung vieler Interessen (real und/oder fiktional, privat und öffentlich) herausgebildet hat. Daher sollte die Deutschland-Begeisterung nicht einfach als abwegig abgetan werden. Sie manifestiert die Erinnerungskultur und speziell den Umgang mit der deutschen Kolonialzeit in Togo.

Schlagwörter: Togo, Deutschland, Kolonisation, Diskurse und Erinnerungen, Nostalgie

Abstract: The article is about the present day Togolese enthusiasm for Germany. This enthusiasm seems to be the result of discourses that date back to the times when Togo was a German colony (1884-1914). Therefore, the various layers of this phenomenon are presented in a discursive-historical perspective. The enthusiasm for Germany can be understood as a phenomenon that is a result of the overlapping of many interests (real and/or fictional, private and public). Therefore, the enthusiasm for Germany should not be simply dismissed as absurd. It manifests the memory culture, specially referring to the German colonial era in Togo.

Keywords: Togo, Germany, Colonisation, discourses and memories, nostalgia.

1 Einleitung

Im Dezember 2011 vereinbarte der deutsche Entwicklungshilfeminister Dirk Niebel mit der Regierung der Republik Togo die Wiederaufnahme der 1993 eingestellten bilateralen Zusammenarbeit. Bereits im Vorfeld dieses Ereignisses konnte man feststellen, dass eine Stimmung der Erleichterung in Togo aufkam. Diese Haltung wurde von vielen Beobachtern der deutsch-togoischen¹ Beziehungen als »Nostalgie« (Oloukpona-Yinnon 1984/1985, S. 125) oder als »positives Vorurteil gegenüber Deutschland« beschrieben. In einem Interview mit der *Deutschen Welle* 2010 zeigte sich der togoische Germanist Kwassivi Francis Amegan darüber erstaunt, dass viele Togoer den Deutschen gegenüber sehr positiv eingestellt seien:

1 Im Fließtext bevorzuge ich »Togoer« und »togoisch«. In den Zitaten jedoch übernehme ich auch die Bezeichnung »Togolese« bzw. »togolesisch«. Beide Termini, »Togoer« bzw. »Togolese«, bezeichnen die gleiche Referenzgruppe. Das Auswärtige Amt und der Ständige Ausschuss für geographische Namen (StAGN) favorisieren eher »Togoer/togoisch«. Zeitweilig waren auch »Togoland«, »Togoländer« und »togoländisch« in Gebrauch.

»Die meisten Togolesen haben heute noch ein positives Vorurteil gegenüber den Deutschen. Es ist verwunderlich, denn die Deutschen haben uns genauso grausam kolonisiert, wie die Franzosen. [...] So denken viele meiner Mitbürger, es ginge dem heutigen Togo besser, wenn die Deutschen länger geblieben wären, an Stelle der Franzosen.«²

Aus dem Zitat wird ersichtlich, dass das positive Vorurteil gegenüber Deutschland auf einem Vergleich zwischen Deutschland und Frankreich beruht. Das Grundmotiv dieses Vergleichs besteht in der Ablehnung einer angeblich erst durch Frankreich eingeführten und aufrechterhaltenen Vormachtstellung. Demzufolge impliziert die Deutschland-Begeisterung einen aufwertenden Vergleich zugunsten Deutschlands. Die Wiederkehr der Deutschen wird vielfach gewünscht. Warmherzige Bezeichnungen wie »Nos amis les Allemands« stellen keine Seltenheit dar. Diese und ähnliche Worte, die sich keiner bestimmten gesellschaftlichen Gruppe zuordnen lassen, wurden 2004 auf der internationalen Tagung »120 Jahre nach Nachtigal« (Oloukpona-Yinnon 2007) Gegenstand kritischer Auseinandersetzungen. Die Ergebnisse dieser Tagung haben deutlich gezeigt, dass gewisse festgefahrene »Dinge, Institutionen, Praktiken, Diskurse [...] kritisierbar geworden« sind (Foucault 1999, S. 13).

Mit dem Diskursverständnis Foucaults operierend möchte der vorliegende Beitrag eine Kritik der Diskurse der Deutschland-Begeisterung in Togo anbieten. Im Vordergrund steht dabei die Frage nach der Regelmäßigkeit der Entstehung und Verbreitung des positiven Vorurteils im deutsch-togoischen Diskurs. Punkte, die es im Folgenden zu untersuchen gilt, sind erstens das Nachwirken des Diskurses von der Musterkolonie und zweitens die Erinnerungskultur in Bezug auf die deutsch-togoischen Beziehungen.

2 Zum Diskursbegriff

Der Begriff *Diskurs*, so Ingo H. Warnke, stelle »alles andere als [die] Klarheit einer wissenschaftlichen Theorie, Konzeption oder Methode« (2007, S. 3) dar. Trotz aller Schwierigkeit kann man Foucault zufolge jedoch festhalten, dass der Diskurs nicht »auf verzerrte Wirklichkeitssicht oder Ideologie zu reduzieren« (Jäger 2012, S. 35) ist. Siegfried und Margarete Jäger beschreiben den Diskurs im Anschluss an Foucault »als rhyzomartig [sic!] verzweigte[n] mäandernde[n] Fluss von ›Wissen‹ bzw. sozialen Wissensvorräten durch die Zeit« (Jäger/Jäger 2007, S. 23). Damit wird ein zentraler Punkt der Foucault'schen Auffassung von Diskurs umschrieben, wonach der Diskurs als Träger von historisch und räumlich jeweils gültigem Wissen fungiert und Macht ausübt (Jäger 2012, S. 38). Macht ist, so Foucault, als Netz aufzufassen. Foucault erkennt der Macht »operative Eigenschaften« zu, die sich nach Interessenlagen entfalten. So gesehen bezeichnet

2 Amegan Kwassivi Francis: Togo und die Deutschen. Interview für die Deutsche Welle am 12.01.2010. – Es ist nicht nachvollziehbar, in welcher Form es den Togoern mit den Deutschen besser gegangen wäre.

Macht den »Name[n], den man einer komplexen strategischen Situation in einer Gesellschaft gibt« (Foucault 1983, S. 118). Andererseits betont Foucault, dass die Produktion von Wissen mit einer Ausschließungsfunktion einhergehe, indem der Unterschied zwischen Gültigem und nicht Gültigem hervorgehoben werde. Dies ist auch beim positiven Vorurteil gegenüber Deutschland in Togo der Fall. Das Herausarbeiten der diskursiven Regeln der nostalgischen Begeisterung für Deutschland orientiert sich an archäologischen Vorgehensweisen, die Foucault herausgearbeitet hat (Foucault 1999, 2003, 2010). Es geht um das Freilegen der Schichten der Beziehungen und Kontaktsituationen zwischen Deutschland und Togo.³

3 Positives Vorurteil oder Verstrickung in Diskursen

Ein Blick auf die Kontakte der Gebiete an der heutigen Küste Togos mit Europa lässt ein sich ständig ausweitendes diskursives »Gewimmel« (Foucault 2010, S. 19) mit Ausschließungseffekten erkennen. All dies fließt in Togo in die Erinnerungen an Deutschland ein, deren Grundzüge nach folgenden historischen Zeitabschnitten (annähernd) eingeteilt werden können.

1860–1914/18: Das Küstengebiet⁴, das im Juli 1884 unter die deutsche Schutzherrschaft gestellt wurde, bestand aus vereinzelt autonomen Ortschaften und galt als Austragungsort der englisch-französischen Rivalitäten (Gayibor 1997, S. 10). An dieser Küste ließen sich bereits 1860 europäische Handelshäuser nieder, die hauptsächlich Palmölhandel betrieben. Auch der französische Unternehmer Cyprien Fabre aus Marseille betrieb an jener Küste eigene Faktoreien. Zwischendurch entwickelte sich dieses Küstengebiet, dies gilt insbesondere für die Orte Aflao und Denu, zum Steuer- und Abgabefluchtgebiet – also zum Hort des Schmuggels – für Händler, die die erhöhten Abgaben auf Handelsprodukte im Hafen von Tema umgehen wollten. Dies brachte der kolonialen Verwaltung der Britischen Krone in Accra jedoch finanzielle Verluste ein. Zur Bekämpfung des Schmuggels wurden 1878 Aflao und Denu durch den britischen District Commissioner Firminger annektiert (Gayibor 1997, S. 11). Firmingers weitere Bemühungen um Abkommen mit den Würdenträgern und Königen von Bè, Baguida, Porto Seguro (weiter östlich von Lomé gelegen) schürten unter den deutschen Händlern die Angst vor einer baldigen »Angliederung dieser Orte an die Goldküstenkolonie« (Sebald 1987, S. 41), so Heinrich Randad, Vertreter der Firma Wölber & Brohm aus Hamburg. In dieser Phase stellten die Würdenträger von Porto Seguro (heute Agbodrafo), Aného, Agoué und Grand-Popo auf Anraten von Cyprien Fabres im Juli 1881 bei Frankreich einen Schutzantrag (Gayibor 1997, S. 12). Die Gerüchte über mögliche Verträge zwischen Firminger

3 Dies wird besonders am Beispiel von Prozeduren der Wissensproduktion über diese Kontakte, der Deutungskämpfe, der Macht sowie der agonalen Spannungsbeziehungen zwischen den Akteuren und deren institutionellen Verflechtungen und der Kämpfe um Erinnerungen zu operationalisieren sein.

4 Es handelt sich um ein so genanntes herrenloses Gebiet, das zwischen den Kolonien Gold Coast (Großbritannien) und Dahomey (Frankreich) lag.

und dem König Mensah von Agbodrafo (das ca. einen Kilometer südlich von Togoville entfernt liegt) trugen zur weiteren Zuspitzung der ohnehin angespannten Lage bei. In Aného, damals die wichtigste Handelsstadt, herrschte eine konfliktreiche Lage. Es gab bereits »allerlei Streitigkeiten zwischen den Häuptlingen, wer das Recht auf Zolleinnahmen beanspruchen könne, und durch diese Differenzen litt das Geschäft [der deutschen Händler, A.G.E.] sehr« (J.-K. Vietor in EPK 1983, S. 76). Hauptkontrahenten dieser wirtschaftlichen Rivalitäten waren auf einheimischer Seite die Familien Adjigo und Lawson. Die Adjigos wandten sich am 18. August 1881 an Frankreich und die Lawsons an die englische koloniale Regierung in Accra und ersuchten jeweils um Schutz. Doch sowohl Frankreich als auch Großbritannien reagierten zögerlich oder lehnten diese Schutzgesuche ab. Zwei Jahre später forderten indes Bremer und Hamburger Händler mitten in dieser undurchsichtigen Lage Schutz von der Reichsregierung ein (Gayibor 1997, S. 12). Unerwartet akzeptierte Frankreich zum gleichen Zeitpunkt die Schutzgesuche der Adjigos und ihrer Sympathisanten. Rasch reagierte Großbritannien mit der Billigung des bereits abgelehnten Schutzantrages der Lawsons. Auch Bismarck, der grundsätzlich gegen koloniale Expansionen war, reagierte überraschend positiv und entsandte den Korvettenkapitän Stubenrauch auf der S.M.S. »Sophie« zur Sondierung der Sicherheitslage der Reichsbürger bzw. derer Interessen. Eine Zuspitzung der Lage stellte die Geiselnahme von zwei Ministern des Königs G. A. Lawsons III durch Stubenrauch dar (vgl. Sebald 2007, S. 17). Dies resultierte aus der Tatsache, dass Stubenrauch die Sicherheitslage der deutschen Händler für problematischer deklarierte, als sie es de facto war (vgl. Akakpo 2014, S. 81). Die Gegner der Lawsons und ihrer Sympathisanten erbaten nun auf Anraten der deutschen Händler (insbesondere ist hier die Firma Wölber & Brohm zu nennen) am 5. März Schutz vom Reich (Gayibor 1997, S. 12), ohne die früheren Gesuche an Frankreich ordnungsgemäß zurückzuziehen. Diese als angespannt zu beschreibende Lage fand der Reichsgeneralkonsul Dr. Gustav Nachtigal⁵ im Juli 1884 vor, als er mit den Geiseln, die Stubenrauch ein Jahr zuvor nach Deutschland gebracht hatte, in Aného eintraf. Die darauffolgenden Entwicklungen, die zum Schutzvertrag vom 5. Juli 1884 zwischen Nachtigal und Mlapa⁶ führten, beschreibt Peter Sebald (2007, S. 17–51) bis ins Detail. Im Laufe der Kolonialzeit in Togo verhärteten sich die Fronten stetig. Am 11. Oktober 1896 sagte Nayo Bruce in Berlin am Rande einer Völkerschau, an der er mit einer Künstlertruppe aus Togo teilnahm:

5 Gustav Nachtigal (1834–1885) war ein deutscher Afrikaforscher und Diplomat. Geboren in Eichstädt bei Stendal, studierte er Medizin in Halle, Würzburg und Greifswald und wurde 1858 preußischer Militärarzt in Köln. Mit seinen Reiseberichten über Afrika avancierte er zum Pionier der modernen ethnographischen Feldforschung. 1882 ernannte ihn Reichskanzler Otto von Bismarck zum Kaiserlichen Generalkonsul in Tunis. Fortan widmete er sich der Erforschung des Islams. 1884 wurde er zum Reichskommissar für Westafrika ernannt und reiste auf der S.M.S. »Möwe« nach Westafrika, wo er Togo und Kamerun unter deutsche Schutzherrschaft stellte. Vor der Küste Westafrikas starb er 1885 an Malaria (Sebald 2007, 27 f.).

6 Für weiterführende Informationen über die Identität und Funktion von Mlapa siehe Sebald 2007, S. 30 f.

»Die Deutschen aber gehen den Dingen auf den Grund, und haben sie das Richtige erkannt, dann gilt ihnen weiß und schwarz gleich. Das ist der Grund, warum wir gern deutsche Untertanen sind. [...] Bei den Franzosen ist das anders.« (Kölnische Zeitung 1896; zitiert nach Brändle 2007, S. 16)⁷

Die Erschließung des Hinterlandes der nun annektierten Küste ging mit kostspieligen Expansionskriegen einher. Es gab Intentionen, ein Konzept zu etablieren, das die Rentabilität der Kolonie Togo (die kleinste unter den deutschen Kolonien in Afrika) am öffentlichkeitswirksamsten hervorheben konnte: Das Konzept der *Musterkolonie* wurde eingeführt. Das Konzept der Mustergültigkeit Togos sollte die gute wirtschaftliche Lage der Kolonie sichtbar machen, da die Kolonie keine zusätzliche Belastung des Budgets des Reiches erforderte. Togo war in der Lage, auf Reichszuschüsse zu verzichten.⁸ Bis zum Ersten Weltkrieg 1914/1918 spielte der Anspruch auf Mustergültigkeit der Kolonie Togo also mehr eine innerdeutsche Rolle (vgl. Gründer 2012; Sebald 2007). Diese Sachlage änderte sich nach dem Ersten Weltkrieg grundlegend.

1918–1960: Nach dem Verlust der Kolonien infolge des Versailler Vertrags intensivierte sich der Diskurs um die Musterkolonie, insbesondere innerhalb der deutschen Kolonialkreise (Sebald 1988, S. 632), aber auch in Togo. Im Kontext von geschichtsrevisionistischen und propagandistischen Beweisführungen für die Wiedergewinnung der verlorenen Kolonien verfestigte sich der Diskurs um die Mustergültigkeit Togos (ebd., S. 632 ff.). Hierbei war das Engagement der Deutschen Kolonialgesellschaft (DKG)⁹ besonders auffällig (vgl. Napo-Issa/Oloukpona-Yinnon 2003, S. 277). Der Diskurs von der Musterkolonie stellte Argumente zur Verfügung, um die Forderung nach der Rückgabe der Kolonie Togo zu rechtfertigen. Togo galt als »das deutscheste aller deutschen Schutzgebiete«, [...] und sei »vorbildlich geworden für unsere ganze Kolonialtätigkeit« (Sebald 1988, S. 633), denn »alle Segnungen der deutschen Kultur« seien den Tогоlesen zuteil geworden, und ein Aufgeben der deutschen Kolonie Togo bedeute einen moralischen Verlust an der ganzen Westküste Afrikas« (ebd. S. 633 f.). In diesem Zusammenhang war so-

7 Die Begeisterung für Deutschland schlägt sich oft darin nieder, dass auf die Entschiedenheit bzw. Geradlinigkeit sowie die Gründlichkeit der Deutschen hingewiesen wird. Eben diese Eigenschaften wollten die späteren Dernburg'schen Reformen von 1907 mit ihrem Anspruch auf »Wissenschaftlichkeit« in der Verwaltung der Kolonien durchsetzen. Aber dieses Reformprogramm konnte vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges nicht mehr voll in der Kolonie Togo umgesetzt werden (vgl. Gründer 2012, S. 285 ff.).

8 Das Deutsche Reich, das als »Kostgänger der Länder« (DER SPIEGEL, 48/1951, S. 10) galt, war zu jener Zeit in Steuerangelegenheiten auf die so genannten »Matrikularbeiträge« der Bundesstaaten sowie einige indirekte Steuern angewiesen. Die Bezeichnung *Musterkolonie* für Togo geht auf den Bremer Kaufmann J.-K. Vietor zurück. Zum zehnjährigen Jubiläum der deutschen Kolonisation verglich er Togo mit Kamerun. Nach diesem Vergleich kam er zu dem Schluss, Togo sei das musterhafte Beispiel einer gelungenen deutschen Kolonisation (EPK 1983, S. 76 ff.). Die Bekanntmachung des Reichskolonialamtes von 1906, dass die Kolonie Togo keinen Reichszuschuss mehr brauche, verfestigte endgültig den Ruf Togos als Musterkolonie (vgl. Oloukpona-Yinnon, 1998, S. 64).

9 Gegründet am 19. Dezember 1887 fungierte die DKG als Dachverband von kleineren zersplitterten Kolonialvereinen.

gar von »Ehrenpflicht« (ebd. S. 634) die Rede, wie Sebald weiter konstatiert. Mit Rekurs auf die Vorbildlichkeit der Kolonie Togo wurde die Muster-Rolle besonders hervorgehoben, um eben die »Ehrenpflicht« Deutschlands zu betonen. Die Rückgabe (zumindest) Togos an Deutschland wurde deshalb als Heilmittel betrachtet, um das *vorzeitige* Ende des Kolonialtraums des Deutschen Reiches aufzuarbeiten. In den Kolonien hoffte man nach dem Ersten Weltkrieg zunächst auf eine Befreiung von kolonialer Unterdrückung. Die einheimischen Streitkräfte der deutschen Kolonie Togo beispielsweise liefen gleich nach dem Ausbruch des Krieges zu Frankreich und England über (vgl. Oloukpona-Yinnon 2007, S. 107 f.). Doch anstelle der Befreiung aus der willkürlichen Fremdbestimmung, teilten die Sieger Togo untereinander auf und entwickelten Pläne, um die Einverleibung von Teilen Togos in ihre jeweiligen Kolonialverwaltungen zu beschleunigen. So gelangten die Togoer von einer in die nächste Unterwerfung. Unter diesen Bedingungen bildete sich in der Zwischenkriegszeit eine vorherrschende Germanophilie heraus (Oloukpona-Yinnon 1984/1985, S. 126). Die damit verbundene Bewegung, der *Deutsch-Togo-Bund*¹⁰, setzte sich für die Rückkehr Deutschlands ein und wurde zum Sprachrohr derjenigen Menschen, die immer mehr Sympathie für Deutschland entwickelten. Dieser propagandistische Zweckverband wurde mit finanzieller Unterstützung der *Deutschen Togogesellschaft* (DTG) initiiert (Oloukpona-Yinnon 1998, S. 65). An dieser Stelle werden ein bewusster und aktiver Prozess der Aneignung des Diskurses von der Musterkolonie sowie der Beginn der Deutschland-Nostalgie ersichtlich. Dass der *Deutsch-Togo-Bund* mit wiederholten Forderungen nach einer Rückgabe Togos an Deutschland an den Völkerbund herantrat (ebd.), sollte den Eindruck erwecken, dass die Togoer in ihrer Gesamtheit eine Rückkehr der Deutschen begrüßen würden. So sollten die Einwände Deutschlands gegen den Versailler Vertrag auch aus den ehemaligen Kolonien legitimiert und möglicherweise sogar als humanitäre Notwendigkeit für die Kolonisierten propagiert werden. Der *Deutsch-Togo-Bund*¹¹ wies mit seinen 21 Vertretungen von Lomé bis nach Kpalimé und Atakpamé (Gayibor 2011, S. 543; Wagner 2007/2008, S. 68 ff.; Simtaro 1982, S. 393 ff.) jedoch eine ausgeprägte regionale Konzentration im Südteil Togos (vgl. Simtaro 1982, S. 581 ff.) auf. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden andere Themen auf der politischen Agenda wichtiger. Die Dekolonisierungsbewegungen gewannen immer mehr an Bedeutung. Togo wurde 1960 unabhängig. Sylvanus Olympio wurde der erste Präsident der Republik Togo. Nun handelte es sich mehr um eine symbolische Wieder-

10 Der 1924 gegründete *Deutsch-Togo-Bund* (auch genannt *Togo-Bund* oder *Bund der Deutschen Togoländer*) wurde nach der Machtübernahme Hitlers immer stärker und wurde schließlich von der französischen Mandatsverwaltung in Togo verboten. Die Mitglieder gingen in den Untergrund oder ins Exil. Der Gründer und langjährige Vorsitzende Johann Kofi Apeyowu Agboka unterhielt rege Korrespondenz mit ehemaligen Kolonialisten in Deutschland. Sein Leitsatz lautete: »Wir Togoleute wollen gern »rassisch« Neger [sic!], und technisch deutsch bleiben«. Die Mitglieder dieser Gruppierung unterhalten sich mehrheitlich auf Deutsch. Agboka war der Ansicht, dass eine praktische Schulbildung für die Jugend in Togo das wichtigste sei. Er gründete eine Berufsschule in Lomnava Lomé unter dem Namen »Togobundschule«, auch bekannt unter »Agboka Schule« (Napo-Issa/Oloukpona-Yinnon 2003, S. 281 f.).

11 Für eine aktualisierte Gesamtdarstellung siehe Gayibor (2011, S. 542 ff.).

kehr Deutschlands nach Togo in Form von engen politischen und wirtschaftlichen Beziehungen.

1960–1993: Ab 1960 bildeten sich neue Kräfte heraus. Die Nostalgie, die bislang eher für die kolonialen Kreise typisch war, wird in den Dienst von togoischen Projekten von gesamtgesellschaftlicher Relevanz gestellt. Hinter jedem Verweis auf die deutsche Kolonialzeit in Togo stand mutmaßlich der Wunsch nach politischen und wirtschaftlichen Beziehungen mit der BRD. Der erste Präsident der Republik Togo Sylvanus Olympio, »dem deutsches Wesen und deutsche Hilfsbereitschaft von Kindesbeinen an vertraut sind« (DER SPIEGEL 21/1961, S. 21), richtete die Bitte an die Regierung Adenauers und an die Jugend der Bundesrepublik um Fortsetzung des Projektes der »Großeltern«:

»Ich selbst und mit mir das togoländische Volk wünschen uns, dass die Jugend der Bundesrepublik die herzliche Freundschaft zwischen unseren Völkern fortsetzen und vertiefen wird« (Afrika Bulletin 1961, S. 5).

Die Jahre nach 1960 waren gekennzeichnet durch viele gegenseitige Staatsbesuche: Der Besuch des letzten deutschen Gouverneurs Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg bereits im Mai 1960 (DIE WELT 113/1960), sodann der des Bundespräsidenten Heinrich Lübke im März 1966 (DER SPIEGEL 12/1966, S. 33 f.) und schließlich die Besuche des bayerischen Ministerpräsidenten Franz-Josef Strauß 1983 (Kiessler 1983, S. 23 f.) und 1984.¹² Dem 59-jährigen Olympio wurde 1961 auch in »der Bundesrepublik gehuldigt« (DER SPIEGEL 21/1961, S. 21 f.).¹³ Gigantische Tourismusunternehmungen, der Bau von »Hotels haut de gamme« wurden staatlich unterstützt. An der Tourismusaktion beteiligte sich 1972 die größte deutsche Tourismusfirma TUI, die im Auftrag des togoischen Staates Touristen nach Togo locken sollte (DIE ZEIT 11/1985, S. 65). Die Städtepartnerschaft zwischen der Hafenstadt Duisburg und Lomé zählt zu diesen Bemühungen.

Währenddessen rückte die deutsche kolonialzeitliche Vergangenheit immer mehr ins Zentrum wissenschaftlicher Auseinandersetzungen und etablierte sich als Forschungsdiskurs, meist in Form von vergleichenden Analysen (vgl. Kpakpo 2007, S. 267 ff.). Zudem wurden Umfragen zur Erinnerung der Bevölkerung an die deutsche Zeit in Togo durchgeführt. Ein großangelegtes Beispielprojekt stellt die von Simtaro 1982 vorgelegte Doktorarbeit dar. Ebenso konnte man in derselben Zeit eine Proliferation von Familien- und Ortsnamen beobachten, die an Deutschland erinnern, und einer davon lautet *Djama*¹⁴ (Awesso 2007, S. 279 ff.). Auch die Frage der Nachfahren aus den »Mischehen«

12 Dieser Besuch erfolgte am 5. Juli 1984, zum hundertsten Jahrestag der Unterzeichnung des Schutzvertrages, der als Tag der gegenseitigen Freundschaft Deutschlands und Togos inszeniert wurde.

13 Olympio nutzte wahrscheinlich eine für ihn günstige Situation, aus der er hohes politisches Kapital zu schlagen hoffte. Indem er sich auf die Mustergültigkeit Togos unter den Deutschen bezog, verfolgte er höchstwahrscheinlich wirtschaftliche Interessen. Das eigentliche Problem dabei war, dass er sich als der erste Präsident einer Kolonie, die bis 1960 unter französischem Mandat stand, demonstrierend an Deutschland orientierte.

14 Bei *Djama* handelt es sich um eine in Togo gebräuchliche Variante des englischen Wortes *German*.

in der Kolonialzeit wurde aktuell. Diese Nachfahren schlossen sich in der *Association des Métais allemands du Togo* zusammen und thematisierten ihren Status öffentlich. Manche versuchten, Verwandte in Deutschland ausfindig zu machen. In diesen Kreisen sind Namen wie Hundt, Schmidt und Eccarius häufig (vgl. Coulibaly-Bere/Oloukpona-Yinnon 2007, S. 293 ff.).

1993 bis heute: Das Erinnern an Deutschland und die Suche nach der Nähe Deutschlands erfüllen zwei deutlich erkennbare Funktionen: eine ideelle und eine pragmatische. Awesso (2007) stellt in einer anthropologisch-historischen Studie am Beispiel der Verwendung von *Djama* als Patronym, Pseudonym oder Toponym dar, wie sich die Struktur der Erinnerung an Deutschland und die damit verbundenen Erwartungen gestalten. Am Beispiel von zwei unterschiedlichen Familien aus Solla und Kouméa¹⁵ arbeitete Awesso heraus, welche Rolle der Name *Djama* für die Namensträger spielt. Eine Interviewpassage¹⁶ aus der angesprochenen Studie soll hier stellvertretend für andere Interviews wiedergegeben werden:

»Ce n'est pas n'importe qui peut porter ce nom. Cela peut me permettre d'avoir un visa pour aller en Allemagne, car cela est une identité pour moi. J'aurais fait la même chose que mon grand-père. C'est une mission inachevée que je pourrai achever en séjournant en Allemagne, en me formant à cette culture, en apprenant les valeurs de celle-ci. En cela, je souhaite revivre l'époque allemande, si possible proche des allemands« (Awesso 2007, S. 289).

»Je suis fier, parce que l'histoire peut m'appeler aujourd'hui princesse. Grâce à son implication dans l'administration allemande, il a été chef. Il a fait de notre famille une famille royale. C'est un honneur. [...] J'approuve la décision de mon Papa d'avoir changé son état-civil pour s'appeler Djama« (Awesso 2007, S. 288).

Die von Simtaro (1982) erhobenen Daten über die Erinnerung an die deutsche Kolonialzeit werden 2007 aktualisiert, ergänzt und retrospektiv in drei Gruppen geordnet (Simtaro 2007). Er spricht von »souvenirs élogieux et nostalgiques«, »souvenirs sombres et douloureux« und »souvenirs décantés, édulcorés« (Simtaro 2007, S. 311 ff.). Auch im Jahr 2007 beobachtet Simtaro das Fortbestehen des positiven Vorurteils bei den Togoern den Deutschen gegenüber, obwohl Deutschland 1993 die bilaterale Zusammenarbeit mit Togo eingestellt hatte. Zudem bemerkt er, dass die traurigen Erinnerungen häufig von

15 Kouméa und Solla liegen jeweils in den Präfekturen Kozah (Kara) und Binah (Pagouda) im Nordteil Togos.

16 Die Interviewte, genannt Abiré Djama, äußert sich zur Namensänderung ihres Vaters und der Rolle ihres Großvaters, der der deutschen Kolonialverwaltung als Gehilfe gedient haben soll. Interessant ist am Fall der Familie »Djama« aus Solla, dass der Familienteil, der sich in Benin befindet und nun als Beniner Familie gilt, diese Sicht der Dinge nicht teilt. Die Erinnerung des Familienoberhauptes der Djamas in Benin, auch einer der Söhne des Großvaters, ist äußerst schmerzlich. Er ist der Ansicht, dass sein Vater widerwillig für die Deutschen gearbeitet habe. Aufgrund solcher Divergenzen herrschen Spannungen (wenn auch nicht bedrohliche) zwischen den Verwandten über die Deutung und den Umgang mit der Rolle des gemeinsamen Großvaters.

verklingenden oder resignierenden Tönen begleitet werden, die rasch eine positive Färbung erhalten: »malgré les tribulations que nos parents ont connu à cette époque, je dois vous avouer sincèrement que j'aime les Allemands« (Simtaro 2007, S. 319). Das positive Vorurteil wird immer in Verbindung mit dem folgenden Grund formuliert:

»brillant succès socio-économiques, une remarquable réussite technique qui justifie aussi [...] le surnom de ›Musterkolonie‹ (colonie modèle) donné par les Allemands eux-mêmes à leur protectorat du Togo.« (Simtaro 2007, S. 319)

Er schlussfolgert, dass es sich hierbei um ein komplexes Phänomen handelt¹⁷, das sich »rebondissements spontés« erfreut, wie z. B. »lors de la célébration des cent ans des relations germano-togoïses en juillet 1984 au Togo« (ebd., S. 311).

4 Nachwirken des Diskurses von der *Musterkolonie*

In seiner kolonialen Vergangenheit bezeichneten allein die Deutschen Togo als *Musterkolonie*.¹⁸ Von jeher und womöglich verstärkt durch den weiteren Verlauf der Geschichte aktualisierten manche Togoer diesen Diskurs vor allem in den schwierigen Momenten der togoischen Geschichte. Dass der Diskurs der deutschen Togokolonie eine Idee ist, die im Dienst der Rechtfertigung der kolonialen Unternehmung sowie im Dienste der kolonialen Kreise stand, wurde zur Genüge beleuchtet.¹⁹ Deshalb wird im Folgenden der Fokus auf ihre genealogische Verortung und Aktualisierung innerhalb des deutsch-togoischen Diskurses gelegt (vgl. Foucault 1999, S. 16 ff.). Es geht also darum, zu zeigen, wie Wissen über die deutsche Kolonie Togo hierarchisiert wird, um die Durchsetzung von Zielen der jeweils beteiligten Akteure zu gewährleisten. Dies wird auch dadurch bewerkstelligt, dass ein entsprechender Wissensbestand produziert oder wiederholt wird. Das Zirkulieren dieses Wissens (vgl. Foucault 2010), das den interessenorientierten Kämpfen zugrunde liegt, wird teilweise durch strategische Ausschließung gesteuert.

Bei näherem Hinsehen wird ersichtlich, dass im Kern der beschönigende Diskurs wiederbelebt wurde, der seine Wurzeln im Diskurs von Togo als deutsche Musterkolonie hat. Das Grundmotiv dieser Haltung besteht in der Idealisierung Deutschlands nach einem Prinzip, das man folgendermaßen auf einen Nenner bringen könnte: Wenn Togo von Deutschland zur Musterkolonie erklärt wurde, dann erscheint Deutschland als Muttermetropole. Bezugnehmend auf dieses Gedanken-Modell (vgl. Wengeler 2003) unterscheiden die Togoer die Deutschen von den anderen Kolonialmächten. Hierbei wird spe-

17 Simtaro (1982) zeigt, dass es sich in der Begeisterung für Deutschland auch um eine Generationsfrage handelt. Zum Beispiel sagten manche ältere Befragte aus, dass die jüngeren Togoer weniger arbeiten würden, seitdem die Deutschen aus der Kolonie abziehen mussten. Auch heute wird dieser Standpunkt weiter vertreten.

18 Togo hat allein drei verschiedene Kolonisationsphasen durchlaufen: die deutsche, die englische und die französische.

19 Vgl. Nussbaum (1962), Oloukpona-Yinnon (1984, 1997), Simtaro (1982), Akakpo (2014).

ziell Frankreich ins Zentrum eines beständigen Vergleichs mit Deutschland gerückt. Den Togoern ginge es heutzutage viel besser – wie Amegan es in dem oben erwähnten Interview auf den Punkt brachte –, wenn die Deutschen länger geblieben wären. Kpakpo erinnert jedoch zu Recht daran, dass der Konjunktiv nicht der adäquate Modus für historische Fakten sei (Kpakpo 2007, S. 265 f.). Denn dass die Togoer ihren Musterstatus auch unter einer fortbestehenden deutschen Herrschaft weiter hätten beanspruchen können, ist eine Fiktion. Dies spiegelt sich in mehreren Erklärungen wider, die sowohl von öffentlichen Akteuren als auch von Privatpersonen, mit den verschiedensten (direkten oder indirekten) Beziehungen zu Deutschland, stammen (vgl. Napo-Issa/Oloukpona-Yinnon 2003; Awesso 2007).

Aus der Entwicklung der Auseinandersetzung mit der Legende der Musterkolonie oder einfach aus der kolonialen Vergangenheit Deutschlands ist ableitbar, dass in Togo stets um eine Vorreiterposition gerungen wird. Daran anknüpfend wird alles, was von Deutschland bezuschusst wird, als etwas Besonderes angesehen. Es genügt also zu hören, dass z. B. ein Gebäude mit deutscher Beteiligung gebaut wurde, um dieses zu einem Prestigeobjekt zu erklären. Gleichmaßen werden auch Projekte eingestuft, die als Ergebnis der deutschen Entwicklungshilfe ausgegeben werden: z. B. der Bau des Loméer Hafens als Ergebnis der Städtepartnerschaft zwischen Lomé und Duisburg. Dank dieser Projekte erscheinen die Deutschen im Lichte einer doppelten Vaterfunktion: Architekten der Musterkolonie Togo und Erzieher bzw. Helfer bei der Entwicklung des Staates Togo.

Die aus der Kolonialära stammenden deutschen Spuren stehen heutzutage im Mittelpunkt eines Deutschland-Euphorie-Diskurses in Togo: Das Weiterbestehen mancher dieser Spuren deute, so argumentieren viele Togoer, auf eine gewisse Qualitätsleistung hin, die man mit Deutschland verbindet. Doch eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Einfluss der Überreste der deutschen Herrschaft findet nicht wirklich statt. Stattdessen entsteht ein mythisch aufgeladenes Deutschlandbild. Zudem spielt ein unklares Wissen darüber, wie die Deutschen die Überreste realisierten, eine maßgebliche Rolle. In vielen Artefakten, vor allem im Bauwesen, sind die deutschen Spuren in Togo heute präsenter denn je. Viele davon werden heutzutage noch genutzt. Überdies haben manche Bauten ihre ursprüngliche Rolle beibehalten. Die Gefängnisse von Lomé oder Sokodé hatten schon unter den Deutschen dieselbe Funktion. In Sokodé und Kpalimé wurden aus den ehemaligen Bezirksdiensthäusern Residenzen der Präfekten und Diensträume für die örtlichen Verwaltungen.

Im Gegensatz dazu gibt es heute in Togo kaum noch Häuser, die von Togoern vor 1884 errichtet wurden. Wenn es in Europa üblich ist, dass man Bauwerke und Gebäude sieht und nutzt, die hunderte Jahre alt sind, so gilt dies nicht für Togo. Bauwerke, die ein materielles Zeugnis der Zeit vor 1884 darstellen, sind eine Seltenheit. Dies zeigt, dass die vorkoloniale Historie gegenwärtig kaum wahrnehmbar ist oder nicht die gleiche Ausprägung besitzt. Die Suche nach architektonischen Zeitzeugen, wie etwa geschichtsträchtigen Bauten, auf die die Togoer ihre Identitätsbedürfnisse projizieren könnten, führt vor diesem Hintergrund ins Leere oder meistens auf das Immaterielle zurück, das in Form von mündlicher Überlieferung hervortritt. Aufgrund dieses Mangels greift man auf das allein noch sichtbare deutsche materielle Kolonialerbe zurück, mit dem die fortschrittli-

che Entwicklung erst einzusetzen scheint. Dabei beruft man sich auf die diffuse Musterrolle der deutschen Togokolonie (vgl. Simtaro 2007). Alles, was Jahre übersteht und die Spuren von Vergangenheit trägt, muss unausweichlich aus der deutschen Kolonialzeit stammen.

Im Zusammenhang mit den Diskussionen über die Mustergültigkeit Togos kommt es zu vielen, auch widersprüchlichen, Aussagen. Die Fülle an produzierten Aussagen (sowohl textuell als auch ikonographisch, konkretisiert durch wiederholte Zitate von Kollektivsymbolen zu bestimmten Anlässen sowohl im togoischen Staatsfernsehen und -radio als auch in der Staatszeitung) führte, wie bereits zum hundertsten Jahrestag der Unterzeichnung des Schutzvertrages 1984, zu einer Fixierung auf die Staatsmänner, die mit einer Reifizierung der Fakten einhergeht.

5 Gedenken im Feiermodus

1984 wurde in Togo der Unterzeichnung des bereits erwähnten Schutzvertrages mit unterschiedlichen Veranstaltungen gedacht: Durch eine wissenschaftliche Tagung, durch politische Gespräche und nicht zuletzt mittels Folklore. Die spektakulär inszenierten Folkloreveranstaltungen scheinen sich am stärksten in der Erinnerung festgesetzt zu haben. Bei dieser Art von Gedenken im festlichen Modus ging es um die Freundschaft zwischen der BRD und Togo. Den Festakt charakterisierte eine versöhnliche Note. Dies war in der gesamten kolonialen Geschichte Togos einmalig, wobei die Freundschaft freilich vor aller Welt nur mit der BRD (und eben nicht mit der DDR, auch nicht mit Frankreich) geschlossen wurde.

Dementsprechend bot die Feier wenig Platz für kritische Auseinandersetzungen. Die Feier wurde von beiden Seiten als Konsekration der deutsch-togoischen Freundschaft zelebriert. Über die Anwesenheit von Diplomaten hinaus wurde die Bonner Republik von hochkarätigen Politikern vertreten. Man versuchte zu suggerieren, dass Togo von Deutschland nicht kolonisiert gewesen ist: Togo sollte lediglich unter Deutschlands Schutzherrschaft gestanden haben. Aus all dem wurde der Schluss gezogen, dass es keine deutsche Kolonisation gegeben habe, vielmehr eine wahre Freundschaft: Aus der Schutzherrschaft heraus sei Freundschaft erwachsen, wozu hervorragende Persönlichkeiten beigetragen hätten (vgl. Kiessler 1983, S. 23 f.; Sebald 1988, S. XVI).

Eine mustergültige Freundschaftsbeziehung zwischen Deutschland und Togo wurde inszeniert. Letztere sei angeblich auf der Freundschaft der Staatsmänner und -frauen von Togo und Deutschland aufgebaut. Damit wurde nicht nur suggeriert, wie vorbildlich die historischen Beziehungen zwischen beiden Ländern seien, sondern diese Freundschaftsbeziehungen wurden gleichzeitig zum Vorbild stilisiert. Um die Freundschaft zu bezeugen, wurden Bilder vom damaligen Präsidenten Togos Gnassingbé Eyadéma²⁰ und dem

20 Von 1967 bis zu seinem Tod im Jahr 2005 war er Präsident der Republik Togo. Zuvor diente er in der französischen Kolonialarmee und kämpfte im Indochina- und Algerienkrieg.

bayrischen Ministerpräsidenten Franz-Josef Strauß²¹ ausgestrahlt: Dazu gehörten z. B. die Bilder von gemeinsamen Jagdpartien in der togoischen Savanne. Diese Bild- und Tonmaterialien erinnerten an den Präsidenten Olympio, der im Mai 1960 den letzten kolonialen Gouverneur Deutschlands, Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg, wie einen Helden feierlich empfing. Die Medien spielten hier eine wichtige Rolle. Sie standen unverkennbar im Dienst der jeweils führenden politischen Gewalt in Togo. Vollständigkeitshalber soll an dieser Stelle hinzugefügt werden, dass neben Medienakteuren auch wichtige Stimmen aus der intellektuellen Szene an dieser medialen Inszenierung mitgewirkt haben. Mit Hilfe harmonischer Bilder von Auftritten der Staatsmänner und -frauen setzte man zweifellos viel mehr auf die Bildlichkeit als auf den Inhalt. Die Ungetrübtheit, die durch die Bilder suggeriert wird, gründet nach wie vor auf den starken Persönlichkeiten des amtierenden Präsidenten Eyadéma Gnassingbé und seines deutschen Gastes Franz-Josef Strauß.

Während seines offiziellen Besuchs in Togo im Rahmen der Feierlichkeiten zum hundertsten Jahrestag der Unterzeichnung des Schutzvertrages hob Franz-Josef Strauß die Freundschaft zwischen seinem Land und Togo besonders hervor, die um keinen Preis zu Grunde gehen dürfe. Deshalb verkündete Strauß: »Unsere schwarzen Freunde [...] werden wir in erster Linie berücksichtigen« (Kiessler 1983, S. 23 f.). Denn eine Zusammenarbeit ohne Freundschaft sei nicht möglich (ebd.). Darauf erwiderten bereits die Gastgeber auf einem der Spruchbänder »Deutschland und Togo – gemeinsame Vergangenheit, gemeinsame Zukunft« (ebd.). Demnach konnte Strauß unterstreichen, welche Sonderstellung Togo hatte, die es wiederherzustellen gelte: Togo solle wieder ein Musterland werden (ebd.). Für die breite Masse der Togoer in den schwierigen 1980er Jahren konnte es kaum eine bessere Freundschaftserklärung geben, zumal sie vom bayerischen Ministerpräsidenten und zeitweiligen Präsidenten des Bundesrates kam.

Solches Vorgehen unterstützten beide Regierungen, sowohl diejenige Togos als auch diejenige West-Deutschlands. Die BRD fand in Togo einen fruchtbaren Boden für ihren internationalen Alleinvertretungsanspruch ganz nach der Hallstein-Doktrin (vgl. DER SPIEGEL 12/1965) und sah sich deshalb veranlasst, eine derartige Feier finanziell und politisch zu unterstützen. Eine Verewigung der Gedenkfeier von 1984 fand statt, indem die »Monuments de l'amitié germano-togolaise« in Baguida und in Togoville errichtet wurden. Mit diesen Denkmälern wurden zusätzliche Bezugspunkte in der deutsch-togoischen Erinnerungslandschaft geschaffen, die eine weitere Station der gesellschaftlichen Wissensproduktion über die deutsche Kolonialzeit in Togo verkörpern. Im Hinblick auf das Vorausgegangene wurden so neue Akzente in der Erinnerungsarbeit gesetzt:

21 Als bedeutender deutscher Politiker der Nachkriegszeit bekleidete Franz-Josef Strauß (geb. 1915) hohe ministerielle Ämter in der Bundesregierung: Bundesminister für besondere Aufgaben (1953–1955), Bundesminister für Atomfragen (1955–1956), Bundesminister für Verteidigung (1956–1962). Als Bayerischer Ministerpräsident (1978–1988) war er turnusmäßig auch Präsident des Bundesrates (z. B. auch in den Jahren 1983/1984). Seit 1961 bis zu seinem Tod am 3. Oktober 1988 übte er überdies die Funktion des Vorsitzenden der CSU aus.

»Sie [die Denkmäler] offenbaren, wie Wissen über Vergangenheit ausgewählt und gesichtet, wie es interpretiert und vermittelt wird, welche Schichten und Elemente der Vergangenheit in kanonisierter Form für Gegenwart und Zukunft übermittelt werden sollen.« (Speitkamp 2000, S. 161)

Speitkamp (2000) unterscheidet zwei Arten von materiellen Denkmälern. Es gibt Denkmäler, die zum Zweck der Erinnerung aufgestellt werden, hier die »Monuments de l'amitié germano-togolaise«. Andere erhalten diesen Status erst im Laufe der Zeit. In diese Kategorie fallen z.B. Gebäude der Kolonialverwaltung. Speitkamp weist Denkmälern die Hauptfunktion der Erinnerung zu. Deshalb fungieren sie als »Ausdruck einer besonderen Erinnerungstechnik«, insofern »sie an Personen, Gegenstände oder Ereignisse [erinnern]. Das gilt für »gewollte« als auch für »gewordene« Denkmäler [...]. Ihr Zweck ist es, die Vergangenheit zu strukturieren und zu deuten«. In diesem Sinne »machen [sie] die Geschichte erfahrbar, sie lenken und konzentrieren das kollektive Bewußtsein, indem sie dem offenen, sich wandelnden Gedächtnis eine feste Orientierung für die Erinnerung geben« (ebd., S. 162). Als gesellschaftliches Projekt geben Denkmäler auch Auskünfte über die gesellschaftlichen Strukturen. In dieser Hinsicht drücken die »Monuments de l'amitié germano-togolaise« das Sichtbarmachen bestimmter Akteure in der togoischen Gesellschaft aus und zeugen von Deutungskämpfen. Die Benennung beider Denkmäler als »Monuments de l'amitié germano-togolaise« soll den Anschein erwecken, dass Deutschland wegen der kolonialen Vergangenheit ein guter Partner oder ein Modell für Togo sei. Die Monumente bewahren die deutsche Kolonialzeit vor dem Vergessen. Folglich besteht ihre Zukunftsfunktion darin, Anlass zu nostalgischer Bewunderung zu werden. Somit erfüllen sie die Bildungsaufgabe eines »historische[n] Lernort[es]« (ebd.) nicht. Sie erinnern zwar an etwas; sie machen die Vergangenheit aber nur in bescheidenem Maß erfahrbar bzw. zugänglich.

Abgesehen von ihrer künstlerischen Ästhetik sind die meisten Denkmäler für die überwiegende Mehrheit der Togoer (und insbesondere für die späteren Generationen, hin und hergerissen zwischen Faszination und Unkenntnis) eine besondere Herausforderung. Speziell die nachgeborenen Generationen sind hinsichtlich der Interpretation der Denkmäler unsicher und versuchen die sich ergebenden Rätsel mit Hilfe von meist legendenhaften Erzählungen über Deutschland zu entwirren.²² Deshalb ist die Ergänzung der materiellen Denkmäler durch immaterielle Denkmäler notwendig. Die Kategorie der nicht-materiellen Überreste würde auf Erzählungen rekurrieren, die sich jenseits »wissenschaftlich-rationaler Wissensgewinnung« manifestieren, wobei ihre Produktionsregeln und Zirkulationsprinzipien (Foucault 2010, S. 20) noch wenig bekannt sind. Ihre Wirkungskraft beziehen diese Erzählungen aus ihrer spontanen und evozierenden sowie individuellen Eigenschaft. Sie gehen von materiellen Denkmälern aus, die sie mo-

22 Hierzu leistet das Goethe-Institut Lomé einen Beitrag mit seinem Projekt »Spurensuche Togo«. Mit diesem Projekt lädt das Goethe-Institut Lomé ein, »das gemeinsame Erbe der deutsch-togoischen Geschichte durch Spuren der deutschen Kolonialzeit und der deutschen Missionswerke in Togo zwischen dem 19. und 20. Jahrhundert« zu entdecken. Näheres unter www.goethe.de/ins/tg/de/lom/kul/mag/dst.html (Abruf 01.05.2016).

difizieren und ergänzen. Immaterielle Denkmäler, wie Erzählungen, können als nicht sichtbares Wissen bezeichnet werden. Sie produzieren Wissen, das den Togoern als vertraut erscheinen muss. Dieses Erinnerungsgeschehen ist nicht rational, sondern mobilisiert Affekte, die sich zu einer Art mentalen Disposition (Assima-Kpatcha 2007, S. 12) entwickeln.

6 Ausblick

Die gegenwärtig zu beobachtende Begeisterung für Deutschland kann größtenteils als Folge von zweckorientierter Verklärung der kolonialen Fakten angesehen werden, die sowohl von togoischer als auch von deutscher Seite betrieben wurde. Aus diesem Grund kann nicht einfach von einer abwegigen Haltung (vgl. Yigbé 2010) die Rede sein, sondern vielleicht von der Manifestation einer Realfiktion, die sich selbst ideologisch bewahrheitet. Es ist jene Realfiktion, die bereits mit dem Diskurs von der Musterkolonie Togo einsetzte und nachhaltige Folgen mit sich brachte. Die Eigendynamik der Diskurse von der Musterkolonie (unterschwellig verbunden mit einem Glauben an die Mustergültigkeit der deutschen Kolonisation) geht mit Ausschließungsabsichten oder Protestbekundungen einher. Die wechselhafte Kolonialgeschichte Togos kann diesen Umstand einigermaßen erklären: Bis 1884 herrschte Unklarheit an der Küste, danach waren bis 1914 Deutsche die Hauptakteure; und seit 1914 wird Deutschland gänzlich durch die Engländer und die Franzosen verdrängt. Der Wechsel von Kolonisatoren kann die Erinnerungen überschreiben bzw. verwischen, insofern als das nur schwer überschaubare Ineinandergreifen kolonial-historischer Denkmäler propagandistisch ausgenutzt wurde. In Togo werden dieser Komplexität lediglich beschönigende Erinnerungen entgegengesetzt (vgl. Oloukpona-Yinnon 1984/1985, S. 124), insbesondere wenn die *individuelle* Erinnerung an die deutsche Zeit im Vordergrund steht.

Literatur

- Afrika-Bulletin (Hrsg.) (1961): Togo. Die Geschichte eines afrikanischen Staates von der Vergangenheit bis zur Gegenwart. Bonn: Verlag Konkordia AG. Bühl-Baden.
- Akakpo, K. A. (2014): Discours et contre-discours sur le Togo sous l'Empire allemand. Paris: Le Manuscrit.
- Assima-Kpatcha, E. (2007): Les griefs français et francophiles contre les Allemands et leurs méthodes de colonisation. Le cas du Togo dans l'entre-deux-guerres (1914-1939). In: Oloukpona-Yinnon, A. P. (Hrsg.): Le Togo 1884-2004: 120 ans après Gustav Nachtigal. Connaître le passé pour mieux comprendre le présent. Actes de Colloque International de Lomé des 27, 28 et 29 septembre 2004. Lomé: Presses de l'UL, S. 111-128.
- Awesso, A. (2007): Les »Enfants« des Djama. Essai en micro-anthropologie historique des interactions culturelles germano-togolaises. In: Oloukpona-Yinnon, A. P. (Hrsg.): Le Togo 1884-2004: 120 ans après Gustav Nachtigal. Connaître le passé pour mieux comprendre le présent. Actes de Colloque International de Lomé des 27, 28 et 29 septembre 2004. Lomé: Presses de l'UL, S. 277-292.

- Brändle, R. (2007): Nayo Bruce. Geschichte einer afrikanischen Familie in Europa. Zürich: Chronos Verlag.
- B.M.Z.: Minister beginnt Reise nach Burundi und Togo. Pressemitteilung vom 02.12.2011, www.bmz.de/20111202-3 (Abruf 11.12.2012).
- Coulibaly-Bere, F./Oloukpona-Yinnon, A. P. (2007): La descendance africaine de H.F. Achille-Eccarius, un juif allemand au Togo. In: Oloukpona-Yinnon, A. P. (Hrsg.): Le Togo 1884-2004: 120 ans après Gustav Nachtigal. Connaître le passé pour mieux comprendre le présent. Actes de Colloque International de Lomé des 27, 28 et 29 septembre 2004. Lomé: Presses de l'UL, S. 293–310.
- DER SPIEGEL (1951): Finanzausgleich 1950. In: DER SPIEGEL 28.11.1951(48), S. 10.
- DER SPIEGEL (1965): Bonn / Hallstein-Doktrin. Bratpfanne vor der Sonne. In: DER SPIEGEL 17.03.1965(12), S. 29–33.
- DER SPIEGEL (1966): Lübke-Reise. Bin ein Togoknabe. In: DER SPIEGEL 14.03.1966(12), S. 33–34.
- Foucault, M. (1983): Der Wille zum Wissen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1989): Résumés des cours au Collège de France 1970-1982. Paris: Julliard.
- Foucault, M. (1999): In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesung am Collège de France 1975-1976. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (2003): Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (2010): Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt am Main: Fischer.
- Gayibor, N. L. (Hrsg.) (1997): Le Togo sous domination coloniale 1884 – 1960. Lomé: Les Presses de l'UB.
- Gayibor, N. L. (Hrsg.) (2011): Histoire des Togolais. Des origines aux années 1960 (Tome 4: Le refus de l'ordre colonial). Lomé: Karthala und Presses de l'UL.
- Gründer, H. (2012): Geschichte der deutschen Kolonien. Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Jäger, M./Jäger, S. (2007): Deutungskämpfe. Theorie und Praxis Kritischer Diskursanalyse. Wiesbaden: VS.
- Jäger, S. (2012): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. 6., überarbeitete Auflage. Münster: UN-RAST.
- Kiessler, R. (1983): »Josef ist der Größte«. In: DER SPIEGEL 23.05.1983(21), S. 23–24.
- Kpakpo, A. P. (2007): Sociétés togolaises et héritage colonial allemand. In: Oloukpona-Yinnon, A. P. (Hrsg.): Le Togo 1884-2004 : 120 ans après Gustav Nachtigal. Connaître le passé pour mieux comprendre le présent. Actes de Colloque International de Lomé des 27, 28 et 29 septembre 2004. Lomé: Presses de l'UL, S. 265–277.
- Krist, U. (1985): Der Deutschen liebstes Afrika. Der Tourismus soll Togo aus seinen wirtschaftlichen Problemen helfen. Beschwörungen wie zu Kaisers Zeiten. In: DIE ZEIT 08.03.1985 (11).
- Napo-Issa, D. Ph./Oloukpona-Yinnon, A. P. (2003): »Wir Togoleute wollen gern »rassisch« Neger, aber technisch deutsch bleiben«: Profession de foi de Johann Koffi A. Agboka (1893-1972), fondateur de »Deutsch-Togo-Bund«. In: Oloukpona-Yinnon, A. P./Riesz, J. (Hrsg.): Plumes allemandes. Biographies et autobiographies africaines (»Afrikaner erzählen ihr Leben«. Actes du Colloque International de Lomé à l'occasion de la réédition de la traduction française de l'anthologie de Dietrich Westermann *One Autobiographies d'Africains* (1938) du 21 au 23 février 2002. Lomé. Presses de l'UL, S. 270–284.
- Nußbaum, M. (1962): Togo, eine Musterkolonie?. Berlin: Rütten und Loening.
- Oloukpona-Yinnon, A. P. (1984/1985): Le Togo et la colonisation allemande. Fondements du mythe de la »Colonie modèle«. In: Revue annuelle du Département de Langues et Civilisations Germaniques de la Faculté des Lettres et Sciences Humaines de l'université de Dakar/Sénégal 1984/1985(2/3), S. 109–127.
- Oloukpona-Yinnon, A. P. (1992): Unbewältigte koloniale Vergangenheit. Problematik der Aufarbeitung der deutschen Kolonialzeit in Togo. In: Wagner, W./van der Heyden, U. (Hrsg.): Rassendiskriminierung, Kolonialpolitik und ethnisch-nationale Identität. Referate des 2. internationalen kolonialgeschichtlichen Symposiums 1991 in Berlin. Münster und Hamburg: LIT-Verlag, S. 430–438.

- Oloukpona-Yinnon, A. P. (1998): *Unter deutschen Palmen: die ›Musterkolonie‹ Togo im Spiegel deutscher Kolonialliteratur 1884-1914*. Frankfurt am Main: IKO-Verlag.
- Oloukpona-Yinnon, A. P. (2007): »Togo, Togo über allen«: un projet non abouti. In: Oloukpona-Yinnon, A. P. (Hrsg.): *Le Togo 1884-2004: 120 ans après Gustav Nachtigal. Connaître le passé pour mieux comprendre le présent*. Actes de Colloque International de Lomé des 27, 28 et 29 septembre 2004. Lomé: Presses de l'UL, S. 97–110.
- Pape, K. (2010): Togo und die Deutschen. Interview mit Dr. Amégan vom 12.01.2010, www.dw.de/dw/article/0,,5099663,00.html# (Abruf 12.3.2012).
- Sebald, P. (1988): *Togo. Eine Geschichte der deutschen ›Musterkolonie‹ auf Grundlagen amtlicher Quellen*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Sebald, P. (2007): *Les cinq jours du Dr Gustav Nachtigal au Togo (2-7 Juillet 1884)*. In: Oloukpona-Yinnon, A.P. (Hrsg.): *Le Togo 1884-2004: 120 ans après Gustav Nachtigal. Connaître le passé pour mieux comprendre le présent*. Actes de Colloque International de Lomé des 27, 28 et 29 septembre 2004. Lomé: Presses de l'UL, S. 17–51.
- Sebald, P. (2013): *Die deutsche Kolonie Togo 1884-1914. Auswirkungen einer Fremdherrschaft*. Berlin: Ch. Links Verlag.
- Simtaro, D. H. (1982): *Le Togo ›Musterkolonie‹. Souvenir de l'Allemagne dans la société togolaise*. Thèse de doctorat an der Universität de Provence/Aix-Marseille I.
- Simtaro, D. H. (2007): *Population Togolaise et souvenirs allemands*. In: Oloukpona-Yinnon, A. P. (Hrsg.): *Le Togo 1884-2004: 120 ans après Gustav Nachtigal*. Lomé: Presses de l'UL, S. 311–321.
- Speitkamp, W. (2000): *Denkmal und Erinnerungslandschaft. Zur Einleitung*. In: Martini, W. (Hrsg.): *Architektur und Erinnerung*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, S. 161–163.
- UPI (1960): *Salut für früheren Gouverneur*. In: *Die Welt* (Hamburg), Nr. 113/1960 vom 13. Mai 1960. Hamburgisches Welt-Wirtschafts-Archiv 12046-0077-BEC.
- Vietor, J. K. (1913): *Wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung unserer Schutzgebiete*. Berlin: Reimer. Auszüge in: *Entwicklungspolitische Korrespondenz* (Hrsg.): *Deutscher Kolonialismus – Materialien zur Hundertjahrfeier 1984*. EPK Drucksache (1). Hamburg: Gesellschaft für entwicklungspolitische Bildungsarbeit.
- Wagner, F. (2007/2008): *Regards croisés sur le Togo. Les enjeux du débat franco-allemand dans l'entre-deux guerres (1919-1939)*. In: Collection «Clio en @frique» hiver 2007/2008(25). RAHIA (Recherches en Anthropologie et en histoire de l'Afrique), Centre d'Étude des Mondes Africains (CEMAf) MMSH: Aix-en-Provence, www.cemaf.cnrs.fr/IMG/pdf/25-Clio.pdf (Abruf 21.10.2014).
- Warnke, I. H. (Hrsg.) (2007): *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*. Berlin und New York: de Gruyter.
- Wengeler, M. (2003): *Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960-1985)*. Tübingen: Niemeyer.
- Yigbé, G. D. (2010): »Die Deutschland-Nostalgie ist völlig abwegig«. *Germanistik in Afrika*. Deutsch ist manchmal die Sprache des Trotzes. Gilbert Dotsé Yigbe, Dozent der Universität von Lomé, über ein beliebtes Studienfach in Togo. Interview mit Katharina Borchardt vom 2.3.2010, www.taz.de/1/archiv/digitaz/artikel/?ressort=ku&dig=2010%2F03%2F02%2Fa0026&cHash=82b321f586 (Abruf 21.10.2014).

Anschrift

Aqtime Gnoueleng Edjabou
 Universität Paderborn/
 Université de Lomé
 edjabou500@yahoo.fr

Alexander Korte / Elisabeth Lingenfelser / Borbala Balazs

Transkulturalität und deren Bedeutung im Alltag kinder- und jugendpsychiatrischer Versorgung

Eine Bestandsaufnahme¹

Zusammenfassung: Das Paradigma der Transkulturalität, das in engem Bezug zum postkolonialen Diskurs steht bzw. aus diesem hervorgegangen ist, wird erläutert und sein handlungsleitendes Potenzial aufgezeigt. Es wird der Frage nachgegangen, welche Implikationen sich infolge der neu gewonnenen Perspektive für die Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie ergeben. Transkulturalität betrifft nicht nur die gesellschaftliche Makroebene: Die heutigen Jugendlichen, deren Identitätsfindung sich maßgeblich auch über die Auseinandersetzung mit transnationalen Jugendbewegungen und nicht selten innerhalb transethnischer Milieus vollzieht, sind zunehmend *in sich* transkulturell (Mikroebene). Die sich daraus ergebenden praktischen Konsequenzen werden diskutiert.

Schlagwörter: Transkulturalität, Migration, transkulturelle Kinder- und Jugendpsychiatrie und -Psychotherapie

Abstract: The concept of transculturality, which is based on postcolonial discourse, is elucidated. Furthermore, the implications for child and adolescent psychiatry are exemplified. As a consequence of multiple transnational interconnections, transculturality has already become reality in society's everyday life. Today's adolescents appear more and more intrinsically transcultural due to the fact that their seeking of identity is determined by their positioning towards cross-cultural movements and by being situated within transethnic contexts. The effects on children's and adolescents' care and future tasks are outlined.

Keywords: transculturality, migration, transcultural child and adolescent psychiatry & psychotherapy

1 Einleitung

In ihrem im Jahre 2010, auf dem Höhepunkt der sogenannten *Sarrazin-Debatte* erschienenen politischen Aufsatz »Neue Deutsche, Postmigranten und Bindungs-Identitäten. Wer gehört zum neuen Deutschland?« weist die deutsche Sozialwissenschaftlerin Naika Foroutan darauf hin, dass »jeder fünfte Einwohner Deutschlands, darunter jedes dritte Kind unter sechs Jahren, [...] einen Migrationshintergrund« hat (Foroutan 2010, S. 9). In deutschen Großstädten betrage der Anteil unter neu eingeschulten Kindern bisweilen 60%. Angesichts dieser Zahlen sei es ebenso anachronistisch, über *Migranten-*

1 Neben den inspirierenden Aufsätzen von Foroutan, Römhild und Welsch entstand die Idee zum vorliegenden Beitrag maßgeblich im Dialog mit Dr. phil. Ute Siebert und Dr. phil. Carsten Junker, zwei Dozenten an der International Psychoanalytic University Berlin – Ihnen gebührt unser ausdrücklicher Dank.

schlüssel für Schulklassen zu diskutieren, wie es unzeitgemäß sei, den Status Deutschlands als Einwanderungsland zu leugnen und die pauschale Forderung nach einem Zuwanderungsstopp für *Menschen aus anderen Kulturkreisen* zu erheben. Das Phänomen transnationaler Migration ist immanenter Bestandteil einer globalisierten Welt, denn parallel zum Transfer von Warengütern, Arbeitskräften und neuen Informations- und Kommunikationstechnologien vollzieht sich ein Kulturtransfer bislang nicht gekannten Ausmaßes. Infolge des vielerorts mit der Zuwanderung verbundenen *settlements* von migrierten Arbeitskräften kommt es, neben den soziostrukturellen und demografischen Veränderungen im Einwanderungsland, unausweichlich auch zu einem ideellen Wandel mit Entstehung neuer transkultureller Identitäten und Räume und zu einer Transnationalisierung und Kosmopolitisierung der Aufnahmegesellschaft (Beck 2004, S. 55 f.). Dieser Prozess hat bereits lange vor dem Anstieg der Flüchtlingszahlen im Jahre 2015 und der Zunahme von Asylanträgen von Menschen aus Bürgerkriegsländern eingesetzt.

1.1 Überblick: Transnationale Migration und Kinder-/Jugendpsychiatrie

Vergleichbar mit der Situation in den Kinderbetreuungs- und Bildungseinrichtungen sind die Themen Migration, kulturelle Mehrfachzugehörigkeit und Transkulturalität auch im Alltag kinder-/jugendpsychiatrischer Ambulanzen und Kliniken allgegenwärtig; selbiges trifft zu für Einrichtungen der Jugendhilfe und für sozialpädagogische oder psychologische Beratungsstellen. Das Spektrum der dort vorgestellten Kinder und Jugendlichen mit Migrationshintergrund reicht von solchen ohne eigene Migrationserfahrung, die in zweiter, dritter Generation in Deutschland leben, bis zur (zahlenmäßig zuletzt deutlich gewachsenen) Gruppe der unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge. Es umfasst Kinder aus sozial benachteiligten, auf Sozialleistungen angewiesenen sogenannten *bildungsfernen* Familien der Vorstadtghettos und Flüchtlingsunterkünfte ebenso wie Kinder, deren Eltern in den mittleren und oberen Etagen des Topmanagements international operierender Unternehmen oder wissenschaftlicher Einrichtungen arbeiten. Der Anteil der Kinder und Jugendlichen aus Zuwanderungsfamilien wird nach Vorhersagen von Demographen in den nächsten Jahren noch zunehmen. Aus ihnen wird sich einerseits jene oft beklagte Gruppe von Leidtragenden verfehlter Integrationspolitik und versäumter Sprachfrühförderung rekrutieren, andererseits aber auch eine Vielzahl von gut ausgebildeten, mehrsprachigen Gymnasiasten und zukünftigen Hochschulabsolventen.

Die Spannweite möglicher psychischer Beeinträchtigungen und manifester psychiatrischer Erkrankungen ist bei Kindern und Jugendlichen aus Zuwanderungsfamilien prinzipiell dieselbe wie bei Gleichaltrigen ohne Migrationshintergrund. Gleichwohl gibt es einige Besonderheiten, deren Kenntnis von Relevanz ist für die tägliche Arbeit und die innere Haltung von Angehörigen sämtlicher Berufsgruppen, die in dem Feld der psychiatrisch-psychotherapeutischen oder pädagogischen Versorgung dieses Klientels tätig sind. Zu nennen wäre hier mit Blick auf die Kinder von Flüchtlingen und Asyl-Suchenden ins-

besondere der höhere Anteil von Betroffenen mit Trauma-Erfahrungen und reaktiven psychischen Störungen.

1.2 Worum es uns geht – Über Inhalt, Perspektive und Intention dieses Beitrags

Anspruch dieses Artikels ist es *nicht*, einen vollständigen Überblick über die bereits vorliegenden Ergebnisse quantitativer und qualitativer (Versorgungs-)Forschung aus dem Gebiet Transkulturelle Kinder-/Jugendpsychiatrie und -psychologie zu geben; hierzu wird auf die entsprechende Fachliteratur verwiesen, insbesondere auf die Arbeiten von Schepker/Toker (1999, 2000), in denen die gesellschaftlichen und institutionellen Rahmenbedingungen ebenso wie die entwicklungspsycho(patho)logischen, diagnostischen und therapeutischen Ansätze der interkulturellen Kinder- und Jugendpsychiatrie differenziert dargestellt werden. Der Fokus unserer Betrachtung ist ein anderer, die Perspektive transdisziplinär ausgerichtet. Inhaltsschwerpunkte des Beitrags sind

- erstens, eine an kulturalanthropologischen Überlegungen orientierte, kritische Reflexion des traditionellen, essentialistischen Kulturverständnisses sowie des vielerorts beobachtbaren Phänomens eines *kulturellen Rassismus* und der im Zuge der Integrationsdebatte wiederholt postulierten *deutschen Leitkultur*,
- zweitens, die ideengeschichtlich-kulturtheoretische Herleitung eines zeitgemäßen (postkolonialen) Kulturbegriffs, zugleich die inhaltliche Begründung der Konzepte *Transkulturalität* und *kulturelle Hybridität*, sowie eine kurze Darstellung derjenigen gesellschaftlichen Prozesse, welche der Idee der Transkulturalität zuwiderlaufen,
- drittens, eine Bestandsaufnahme (post)migrantischer Lebenswelten unter besonderer Berücksichtigung transnationaler Jugendkulturen und der *postintegrativen Perspektive*, zugleich Analyse der gegenwärtigen Verfassung der postkolonial geprägten Gesellschaft,
- viertens, eine Darstellung der sich daraus ergebenden Aufgaben und Herausforderungen für die Kinder-/Jugendpsychiatrie bzw. Entwicklungs- und Pädagogische Psychologie, inklusive eines abschließenden Plädoyers für eine *transkulturelle Selbstpositionierung*.

Die im Ergebnis der Diskursanalyse entwickelte, im letzten Teil der Arbeit erläuterte, inhaltliche Erweiterung des Transkulturalitätsbegriffs soll einerseits auf postkoloniale Theoriebildung rückbezogen und in ihrer historisch-epistemologischen Bedingtheit durch diese erklärt werden; andererseits ist es unser Anliegen, den tatsächlichen Mehrwert, d.h. den Erkenntnisgewinn und die handlungsleitenden Konsequenzen einer solcherart veränderten Blickrichtung für die Versorgungspraxis einer transkulturellen Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie (und angrenzender Berufsfelder) aufzuzeigen.

2 Klassisch-ethnologisches Kulturverständnis versus Bindestrich-Identitäten

Bevor die Bedeutung von Transkulturalität, kultureller Hybridität und Transnationalität genauer beleuchtet und die darin enthaltenen Implikationen erörtert werden, empfiehlt sich, dem Gedankengang Foroutans folgend, zunächst eine Reflexion der eingetretenen Veränderung der im Deutschen üblichen Bezeichnungspraxis vom ehemaligen *Gastarbeiter*, *Ausländer* oder *Fremden* zur *Person mit Migrationshintergrund*. Wenig glücklich erscheint Foroutan hingegen der von Mecheril und Teo (1994) vorgeschlagene Terminus *Andere Deutsche*, wenngleich das dahinterstehende Anliegen – nämlich deutlich zu machen, dass die Rechtmäßigkeit des Anspruchs auf nationale Zugehörigkeit nicht an der »Erfüllung bestimmter Kriterien der Physiognomie, der Abstammung oder auch der kulturellen Praxis« (Foroutan 2010, S. 9) bemessen werden dürfe – durchaus zu würdigen sei. Dem ließen sich die ironisch verwendeten Selbstbezeichnungen von Angehörigen des »Mehrheitskollektivs« (ebd., S. 11) der Aufnahmegesellschaft als »Bio-, autochthone oder Deutsch-Deutsche« gegenüberstellen, während die Differenzmarkierung »echte Deutsche« als indiskutabel gelte (ebd., S. 10). Wichtig ist: Die jeweils verwendete Bezeichnungspraxis ist untrennbar verbunden mit dem dahinterstehenden konzeptuellen Verständnis von nationaler und kultureller Zugehörigkeit und von Kultur überhaupt. Man sollte sich dessen bewusst sein, dass das *Kulturkonzept* als solches Einfluss nimmt auf den Gegenstand der Betrachtung. Kulturverständnis und Begriffswahl sind somit Wirkfaktoren in unserem (Kultur-)Leben und nehmen ihrerseits Einfluss auf die gesellschaftliche Praxis.

2.1 Rückblick: Vom traditionellem Kulturbegriff zur kulturellen Mehrfachzugehörigkeit

Die heute übliche Verwendung der Umschreibung *mit Migrationshintergrund* erscheint zwar insbesondere für die Kinder der Einwanderungsgeneration zutreffender als *Migrant* oder *Ausländer*, die Ausdruckswahl beinhaltet jedoch weiterhin noch Differenzmomente und wird assoziiert mit Defiziten und sozialen Problemen. Der Begriff Migration ist assoziativ meist verbunden mit *neu* und *fremd*. Foroutan verweist auf Ergebnisse der Studienreihe »Deutsche Zustände« vom Bielefelder Institut für Konflikt und Gewaltforschung, laut derer 53,7% der Bevölkerung die Auffassung vertreten, »Wer irgendwo neu ist, sollte sich erst mal mit weniger zufrieden geben« (ebd.). Dies macht deutlich: Die gesellschaftliche Praxis und Einstellung des Mehrheitskollektivs werden nach wie vor dominiert durch ein Denken in ethnischen Kategorien einer *Herkunftsidentität*, einschließlich der damit verbundenen Entsolidarisierung im Dienste eigener Abgrenzung. In der »Dominanzgesellschaft« (Rommelspacher 1995) artikuliert sich nicht zuletzt auch eine Ignoranz kolonialgeschichtlicher Bezüge. Die Differenzmarkierung einer Minderheit anhand ethnischer Kriterien wird dabei zu einer der Grundlagen für eine hierarchische Ordnung und die Konsolidierung sozialer Ungleichheit. Die Kulturanthropologin

Regina Römhild spricht von der »subtilen konkurrenten Verteilungslogik eines Inländerprimats«, welche die Angehörigen des Mehrheitskollektivs »allein aufgrund ihrer Stellung als ›Einheimische‹ scheinbar selbstverständlich zu privilegierten Empfängern sozialer, ökonomischer und symbolischer Ressourcen« mache (Römhild 2007, S. 164 f.).

Einem solchem Denken liegt ein essentialistisches und nicht-dynamisches Kulturverständnis im Sinne Johann Gottfried Herders zugrunde. Demnach werden Kulturen als nach außen hermetisch abgeschlossene *Kugeln* oder *Inseln*, d.h. als voneinander getrennte Einheiten verstanden. Nach Welsch ist dieses Model im Kern charakterisiert durch die drei Momente »ethnische Fundierung, soziale Homogenisierung und interkulturelle Abgrenzung« (Welsch 1994, S. 3). Ein- und Ausschluss in eine Kultur erfolgen dabei nach Kriterien, die sich an einer singulären ethno-nationalen Zugehörigkeit orientieren bzw. untrennbar mit dieser als alleiniger Bezugsgröße verknüpft sind.

Aber ist ein solches Kulturkonzept noch zeitgemäß angesichts des Ausmaßes der gegenwärtigen transnationalen und transkulturellen Verflechtungen von Kultur(-en) in einer globalisierten Welt, die historisch von der so genannten »Matrix der Kolonialität« (Mignolo 2011, S. 8) geprägt ist? Und trägt es dem Umstand der immer offensichtlicher werdenden nationalen und kulturellen Mehrfachzugehörigkeit und -identifikation einer zunehmend größeren Anzahl von Menschen in unserer postkolonial geprägten Gesellschaft Rechnung?

Die im angloamerikanischen Raum etablierte Bezeichnungspraxis der *hyphenated identities* (Bindestrich-Identitäten) bringt eine emotionale oder staatsbürgerliche Verbindung mit dem jeweiligen Herkunftsland zum Ausdruck (Walzer 1998). Nach Ansicht von Foroutan wäre es zu diskutieren, ob diese Art der Kennzeichnung auch auf in Deutschland lebende Migranten und Postmigranten anwendbar ist – zum Beispiel auf »Deutsch-Türken« oder »Türkei-Deutsche«, »Deutsch-Russen« oder »Russland-Deutsche« (Foroutan 2010, S. 11) –, wobei sie darauf hinweist, dass bei einer solchen kompositionalen Struktur das rechte Element als klassenbildend verstanden wird und daher das größere semantische Gewicht hat (ebd.).

2.2 Zur deutschen Leitkultur – Über das Problem falsch verstandener Integration

Die einem statisch-homogenen, nicht-prozessualen und national begrenzten Kulturverständnis *a priori* innewohnende Tendenz zur Exklusion all dessen, was fremd ist bzw. als fremd empfunden wird, macht es Migranten und Postmigranten schwer, eine authentische Verbundenheit mit dem Einwanderungsland und ein unhinterfragtes Zugehörigkeitsgefühl zu entwickeln. Dies verhindert eine »soziale Kohäsion solcher Patchwork-Gesellschaften«, denn die »Fähigkeit zur Identifikation mit dem Mehrheitskollektiv« sei abhängig nicht allein vom eigenen Selbstverständnis, sondern eben auch von der Inklusionsbereitschaft der Aufnahmegesellschaft entlang des Dreischritts »Anerkennung, fraglose Zugehörigkeit und Angehörigkeit« (ebd., S. 12). Zweifelsohne sind diesbezüglich mit der Reform des Staatsbürgerschaftsrechts und Abschaffung des mittelalterli-

chen *ius sanguinis* im Jahr 2000 und dem Wegfall der Optionspflicht (von in Deutschland Aufgewachsenen) wichtige Fortschritte gemacht worden. Doch eine lediglich auf dem Papier vollzogene Einbürgerung garantiert keineswegs authentische Verbundenheit mit dem Einwanderungsland. Die Forderung nach einseitiger Entscheidung hinsichtlich national-kultureller Zugehörigkeit basiert auf dem (falschen) Verständnis von Integration als Assimilation und ist nicht mehr zeitgemäß – siehe hierzu auch Has kritische Position gegenüber Integration (Ha 2009).

Die fehlende emotionale Verbundenheit vieler Migranten mit Deutschland beruht vielfach auch auf der Erfahrung von Diskriminierung und Ausgrenzung. Aus dem Arbeitsalltag in der Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie lässt sich dies vielfach bestätigen (Freitag/Lenz/Lehmkuhl 2000). Migranten jedweden Alters sehen sich konfrontiert mit einer Vielzahl von Anforderungen und Erwartungen seitens der Aufnahmegesellschaft. Diese beziehen sich nicht nur auf strukturelle Integration (Bildung, Arbeit), kulturelle Integration und Verfassungspatriotismus, sondern mehr oder minder auch auf die Anerkennung einer – vollkommen vage bestimmten – *deutschen Leitkultur*, wobei letzteres Diktat Ausdruck eines bedenklichen, chauvinistischen Unterwerfungsanspruchs ist, weil es die Forderung nach einseitiger Anpassung und Unterordnung unter die Sitten und Gebräuche des Mehrheitskollektivs der Aufnahmegesellschaft unverhohlen markiert. Integration wird so zu einem Imperativ; die im Falle eines Scheiterns an dieser Aufgabe eintretenden Folgen sind von den Migranten allein zu tragen (vgl. Kämper 2003). Die Festlegung dessen, was unter der *deutschen Leitkultur* überhaupt zu verstehen sei und worin diese im Kern bestehen solle, erfolgt im Übrigen primär dadurch, dass deutlich gemacht wird, was (und wer) nicht dazugehört; dieser *Leitkultur*-Diskurs schafft Ein- und Ausschlüsse.

2.3 Kultureller Rassismus – Zur Gefahr eines ethnozentrierten Kulturkonzepts

Ein Kulturverständnis aber, das die Heterogenität einer Gesellschaft leugnet und kulturelle Homogenität gebietet, ist aus unserer Sicht reaktionär und birgt eine nicht unerhebliche politische Brisanz, weil der Rückgriff auf die kulturelle Reinheit ethnischer Fundierung und ihr Abgrenzungsgebot auf einer kolonialistischen, völkischen Grundierung beruht und eine anti-pluralistische Grundhaltung zu erkennen gibt – jenseits einer Verortung in postkolonialen geopolitischen Verhältnissen (siehe z.B. Kerner 2011). Und von dieser ist es nicht weit zu Intoleranz und nationalistischem Totalitarismus, wie ein Blick auf die wiedererstarkten partikularistischen Nationalismen in weiten Teilen der Bevölkerung des ehemaligen Jugoslawien in den 1990er Jahren oder gegenwärtig auch in Ungarn uns deutlich vor Augen führt. Alternativ ließe sich der Blick auch rückwärts auf die deutsche Vergangenheit richten. Auch Welsch gelangt zu dieser Auffassung: dass »die gefährlichste Implikation des traditionellen Kulturkonzepts« in seiner im Kern »kultur-rassistischen Struktur« liege (Welsch 1994, S. 6). Die potentielle Gefährdung der Zivilgesellschaft durch Exklusion und Abgrenzung des *Eigenen* gegenüber dem *Anderen* bestehe

auch dann weiter fort, wenn Argumentation und Grenzmarkierung sich zwar nicht mehr auf einen plumpen »biologisch-ethnischen Rassismus« stützten, dennoch aber weiterhin auf dem Konstrukt der *ethnischen Gruppe* beruhten und einem Denken verhaftet blieben, welches den Bezugsrahmen der Nation oder des Staates als alleinig gültig betrachtet und dabei, gefangen in der Illusion kultureller Einheit, rekursiv – in Form einer zirkulären Beweisführung – »den Begriff der ›Kulturnation‹ bemüht« (ebd.).

»Wer würde schon zugeben, dass sich die meisten Deutschen ihre Landsleute als hellhäutig vorstellen?«, schreiben drei junge ZEIT-Journalistinnen in ihrem gemeinsamen Beitrag »*Meine Heimat, keine Heimat*« (Bota, Pham & Topçu 2012, S. 53). Foroutan zitiert Arno Widmann, der in einem im Jahr 2010 erschienenem Artikel (5.2.2010) in der Frankfurter Rundschau die Frage aufgeworfen hat, ob das Festhalten an einer »homogenen Fiktionalität«, also das Insistieren auf der Existenz kultureller Einheit, wie es in weiten Teilen der *autochthonen* deutschen Bevölkerung zu beobachten sei, nicht auch als historisch bedingt begriffen werden müsse – vor dem Hintergrund der Tatsache nämlich, dass es sich bei der deutschen Nachkriegsgesellschaft *de facto* um eine *rein deutsche* Gesellschaft gehandelt habe. Deren damalige in ethnischer Hinsicht (vermeintlich) tatsächlich gegebene Homogenität sei von der Mehrheit der Zeitgenossen als *normal* betrachtet worden, obgleich dieser vermeintliche Normalzustand nichts anderes gewesen sei als das »Resultat einer gewalttätigen ethnischen Säuberung« und Hinterlassenschaft des Nationalsozialismus (Widmann 2010). Hier zeigt sich, dass auch im journalistischen Diskurs deutsche Kolonialgeschichte unbenannt bleibt.

3 Transkulturelle Identitäten und Räume oder »Ethnisierung des Alltags«?

Wie ist es angesichts des ungebrochenen Festhaltens vieler an einem traditionellen Kulturkonzept nun bestellt um die Idee der Transkulturalität und um die angestrebte neue Art des Denkens jenseits eines Entweder-Oder nationaler und ethnischer Zu- und Festschreibungen von Menschen entsprechend ihrer kollektiven Herkunft? Welchen Stellenwert hat ein Kulturbegriff, der – mit den Worten von Welsch – »deskriptiv der Verfassung unserer heutigen Kulturen angemessen ist und der darüber hinaus auch den normativen Erfordernissen der Gegenwart Rechnung zu tragen vermag« (Welsch 1994, S. 1)? Was genau bedeutet eigentlich Transkulturalität, auf Grundlage welcher (Kultur-) Theorien und kulturphilosophischen Erkenntnisse wurde das Konzept entwickelt und was ist gemeint mit kultureller Hybridität und transkulturellen Räumen? Und welche Relevanz haben die dazugehörigen konzeptionellen Inhalte für eine transkulturelle Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie?

3.1 Durchblick: Transkulturalität als Konzept – Epistemologische Grundlagen

Allgemein gesprochen beschreibt Transkulturalität kulturelle Grenzüberschreitungen bzw. Übergänge; das Präfix *trans-* verweist auf die wechselseitige Beeinflussung von (in sich) heterogenen Kulturen und die reziproke Durchdringung unterschiedlicher Kulturen bzw. Subkulturen im Kontext *multikultureller* Gesellschaften (ebd.). Transkulturalität als Idee reicht somit deutlich weiter als die Vorstellung von einer *Multikulti-Gesellschaft*, geht konzeptionell darüber hinaus, denn der Entwurf einer multikulturellen Gemeinschaft anerkennt zwar kulturelle Vielfalt und versieht diese mit positivem Vorzeichen, bedient sich jedoch vielfach derselben Zuschreibungen und Ordnungsprinzipien, bei deren Anwendung Menschen kategorisiert werden nach ethnischen oder nationalen Herkunftskriterien (vgl. Römhild 2011; Ateş 2007). Das Konzept der Transkulturalität hingegen fußt auf der Idee, eindeutige Grenzen zwischen Kulturen grundsätzlich zu hinterfragen und betont gleichzeitig das konstruktivistische Moment einer veränderlichen, in stetem Wandel befindlichen Kultur. Der Begriff des transkulturellen Raums schließlich ist in mehrerlei Hinsicht zu verstehen: sowohl *topographisch*, bezogen auf einen real existierenden Ort, vor allem aber *ideell* und *identitär*, zur Kennzeichnung neu entstandener Denk- und Erlebnisweisen vor dem Hintergrund kultureller Durchmischung transnationaler kultureller und sozialer Praktiken.

Transkulturalität folgt einem bedeutungsorientierten, semiotischen Kulturbegriff im Sinne des Ethnologen Clifford Geertz (1973) und begreift Kultur als von Menschen gemachtes Bedeutungsgewebe, als veränderliches Produkt der stetigen Interpretationsleistung von den Mitgliedern einer Gesellschaft und deren symbolischer Ordnungen, Wahrnehmungen, Denkschemata, sozialer und kultureller Praktiken (vgl. Thomas 2003). Andererseits wird Kultur erkannt als Resultat machtleitender Interessen – in diesem Punkt zeigen sich Überschneidungen mit zentralen, herrschaftskritischen Positionen der *postkolonialen Theorie* und deren Ablehnung eines totalitätsorientierten Kulturbegriffs. Indem der Diskurs zur Transkulturalität die Kritik gegenüber einem kulturellen Hegemonialstreben ebenso wie die Kritik gegenüber einer für unzulässig befundenen Ausblendung des historisch-situativen Kontextes aufgreift und zugleich den alternativen Gedanken einer Hybridität von Kultur konsequent fortführt, knüpft dies direkt an die *Writing Culture-Debatte* der 1980er Jahre sowie an die Beiträge der *Postcolonial Studies* (Hall 1994; Bhabha 2006; Ha 2007) an. Die Theoriebildung zu Transkulturalität ist somit aus einem Diskurs hervorgegangen, der selbst in postkolonialen Kontexten steht.

3.2 Hybridität von Kultur – Über Transnationalität und transethnische Jugendkulturen

Die Wendung *Hybridität der Kulturen* ist ein Leit- und Schlüsselbegriff der *Postcolonial Studies*, Kulturwissenschaften und anderer Disziplinen in Widerrede gegen holistisch-essentialistische Sichtweisen auf Kultur, Nation und Ethnie. Hybridität als Konzept wi-

dersetzt sich der Eindeutigkeit zugunsten einer Mehrdeutigkeit (Ackermann 2004). Nach Homi K. Bhabha bedeutet Hybridisierung *nicht* lediglich Vermischung von zwei ursprünglich *reinen* Elementen (diese Reinheit ist seiner Auffassung nach zu keinem Zeitpunkt wirklich gegeben); in dem Prozess der Hybridisierung werde vielmehr bereits Vermischtes noch weiter vermischt – wobei er betont, dass sich im Zuge der Überlappung und des Ineinandergreifens verschiedener *Kulturen* gerade die Grenz- und Randzonen als außerordentlich kreativ und kulturell produktiv erweisen (vgl. Bhabha 1994, 2006).

Insbesondere die Nachfolgenerationen der Zuwanderungsfamilien entwickeln regelhaft hybride (trans-)kulturelle Praktiken, die Elemente verschiedener kultureller Traditionen miteinander verbinden. Sie tun dies, indem sie sich kritisch auseinandersetzen mit den kulturellen Traditionen und dem Wertesystem ihrer Eltern wie auch mit den eigenen neuen Erfahrungen in der Diaspora der Migration und den Normen der Aufnahmegesellschaft. In den Einwanderungsländern entwickeln sich hybride, transethnische soziokulturelle Milieus, vor allem in Form transethnischer Jugendsubkulturen, die sich losgelöst von dem Sortierschema nationaler und ethnischer Herkunft differenzieren (Römhild 2011, S. 37). Mit diesem Phänomen sind Jugendlichen-Psychotherapeuten und -Psychiater, Sozialpädagogen, ebenso Lehrer und Erzieher im Rahmen ihrer täglichen Arbeit massiv konfrontiert. Und daraus ergeben sich, wie wir noch ausführlicher betrachten werden, einige nicht unerhebliche Weiterungen des Bedeutungshorizonts von *transkulturell* und folglich auch der Blickrichtung bzw. des Betrachtungsgegenstands *transkultureller Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie*.

3.3 Wider besseren Wissens – Ethnisierungspraktiken der Aufnahmegesellschaft

Ungeachtet dessen steht dem Transkulturalitätskonzept und der daraus abzuleitenden Forderung nach Überwindung der gesellschaftlichen Praxis interkultureller Abgrenzung *de facto* eine gegenläufige Tendenz gegenüber, nämlich die »Macht der Ethnisierung« (Römhild 2007, S. 158). Gemeint ist das Festhalten der Dominanzgesellschaft an alterhergebrachten Überzeugungen sowie die noch nicht überwundene Tendenz einer gesellschaftlichen Produktion von ethnischen Minderheiten zur Profilierung der eigenen, nationalen Identität. In ihrem Aufsatz beschreibt Römhild, wie und auf welchen Wegen im Alltag der Einwanderungsgesellschaft diese Praxis der Ethnisierung erfolgt und welche Bedeutung den Fremdzuschreibungen seitens der Mehrheitsgesellschaft einerseits und, andererseits, den Selbstpositionierungen von betroffenen Personen mit Migrationshintergrund in diesem Prozess zukommt (ebd.).

Die Ethnisierung innerhalb der Aufnahmegesellschaft vollziehe sich, wie sie anhand von Beispielen erläutert, entlang verschiedener Demarkationslinien, sowohl in Form einer räumlichen Trennung bzw. Segregation von Migranten durch die vielerorts nicht zu leugnende Tendenz einer Ghettoisierung, d.h. Entstehung sozialer Problemviertel (mit überdurchschnittlich hohem *Ausländeranteil*), als auch infolge einer Ethnisierung gesellschaftlicher Institutionen, die auf eine subtilere Weise einen Beitrag leisten zur Konstituie-

rung einer Hierarchie zwischen nationaler Mehrheit und *ethnischen Minderheiten*. Betroffen davon sind unterschiedliche Gebiete des gesellschaftlichen Lebens, allen voran aber die Einrichtung Schule und der gesamte Bildungssektor. Freier Zugang zu diesem ist insbesondere aufgrund der Sprachbarrieren vieler Menschen mit Migrationshintergrund häufig immer noch erschwert. Dies gilt auch für weitere Gesellschaftsbereiche wie Justiz und Verwaltung und betrifft letztlich die Partizipation in sämtlichen gesellschaftlichen Handlungsfeldern.

Für Römhild ist das Bildungssystem ein »exemplarischer Ort der Herstellung ethnischer Differenz« (ebd., S. 161). Sie kritisiert, dass die Schule, die sich als Institution einer nach wie vor nationalstaatlich gefassten Gesellschaft ausschließlich dem Ideal des einheimischen Bildungsbürgers verpflichtet fühle, nicht angemessen auf die eingetretenen soziostrukturellen Veränderungen reagiere und, mit Blick auf die an *Migrantenkinder* gerichteten Anforderungen, in mehrerlei Hinsicht von falschen Vorstellungen ausgehe – insofern, als dass sie prinzipiell eine »Normalbiographie« (ebd., S. 162) ebenso als selbstverständlich voraussetze wie »bereits vorab erworbene gute Kenntnisse der deutschen Sprache«; außerdem erwarte die Schule eine schon vor der Einschulung, im Elternhaus und in den Kinderbetreuungseinrichtungen, erfolgreich abgeschlossene, »soziale Integration« der Kinder. Konfrontiert mit den Folgen, fühle sich die Schule allzu häufig explizit nicht zuständig für die Behebung jener Ursachen, welche den ausgemachten und als »Normabweichung« deklarierten, sozialen und kulturellen Defiziten in Migranten- und Unterschichtsfamilien zugrunde liegen. Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund würden somit auf der Grundlage der Abweichung von der vorausgesetzten »Normalbiographie« als *Fremde* klassifiziert und auf diese Weise im Schulalltag zu gesondert behandelten *Problemfällen*. Ob ihrerseits die Schule selbst den Erfordernissen einer *de facto* transnational und postkolonial verfassten Einwanderungsgesellschaft ausreichend Rechnung trägt, werde hingegen nicht hinterfragt (ebd.).

4 Vom Unbehagen zwischen den Kulturen zur postintegrativen Perspektive

Die zuvor beschriebenen Praktiken der Ethnisierung finden sich keineswegs nur innerhalb der Aufnahmegesellschaft, sondern gleichermaßen auch in den Reihen der (Post-) Migranten. Der *ethnisierte Blick* beeinflusst das Denken dieser Gruppe im selben Maße, sei es als Gegenreaktion im Dienste der Selbstbehauptung, getragen von der Idee, das *Eigene* gegenüber dem *Anderen* zu verteidigen. Das Bemühen um kulturelle Selbstverortung und gemeinschaftlichen Rückhalt führt somit bisweilen zu einer Selbstabschottung, und diese trägt als angewandte Taktik kollektiver, identitärer Selbstvergewisserung und Selbst-Ethnisierung zur Konsolidierung des *Status quo* einer ethno-national begründeten kulturellen Differenz in nicht unerheblichem Maße bei. Wichtig ist zudem, dass die im Rahmen dieser Selbstpositionierung zu beobachtende Abgrenzung sowohl gegenüber der (autochthonen) Aufnahmegesellschaft vollzogen werden kann, als auch – bisweilen in noch entschiedenerer Form – gegenüber anderen Migrantengruppen (Römhild 2007,

2011). Solche Konflikte und Rivalitäten zwischen verschiedenen *Nationalitäten* untereinander haben in Deutschland, insbesondere infolge der (vielfach quasi automatisch erfolgten) Einbürgerung von *Herkunftsdeutschen* aus den Ländern Osteuropas und der ehemaligen Sowjetunion, zu erheblichen, teilweise gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen *den Türken* und *den Russen* oder *den Polen* geführt.

4.1 Einblick: Migrantische Lebenswelten – Zum Problem des Heimatbegriffs

Das Verlassen einer Heimat ist inhärentes Motiv des Phänomens Migration. Für Menschen mit Einwanderungsbiographie ergibt sich im Zusammenhang mit dem Heimatbegriff somit *a priori* ein Definitionsproblem. Dieses besteht darin, dass die eindeutige Festlegung und Verortung von Heimat im Falle fortbestehender verwandtschaftlicher Beziehungen und anderweitiger Verbindungen in das Herkunftsland schwer möglich ist. Für die Nachfolgenerationen kommt hinzu, dass sich Herkunftsbezug und emotionale Rückkehroption infolge der Sozialisation im Einwanderungsland häufig bereits verloren haben, nunmehr nur noch virtuell erscheinen. Mithin enthält die imaginierte, virtuelle Rückkehroption für die Nachfahren ohne direkte Migrationserfahrung, die sich nicht selten eines Drucks seitens der *Community* hinsichtlich einer ihnen abverlangten Traditionspflege ausgesetzt sehen, überwiegend bereits einen Moment von »*invented tradition*« (Hobsbawm 1983) – wobei sich Familienlegende und externe Zuschreibung bei der Ausgestaltung derselben miteinander vermischen. Ein unbefangener Umgang mit dem Thema nationaler bzw. kultureller Identität und die inhaltliche Besetzung des Begriffs *Heimat* gestalten sich für viele Postmigranten somit schwierig. Ein authentisches Heimatgefühl ist ihnen nur vom Hörensagen bekannt und weicht bisweilen dem Bewusstsein von Heimatlosigkeit, begleitet von dem Bestreben, Loyalität in beide Richtungen zu zeigen.

4.2 Die postintegrative Perspektive – Zum Selbstverständnis junger Postmigranten

Ungeachtet des zeitweiligen Empfindens eigener Entwurzelung wird die Tatsache ihrer kulturellen Mehrfachzugehörigkeit und Mehrsprachigkeit von Menschen mit Migrationshintergrund zumeist als bereichernd wahrgenommen. Längst haben sie erkannt, welche positiven Auswirkungen die Öffnung Deutschlands und der Zuzug von Migranten auf den Alltag genommen haben. Sie sind sich der Bereicherung der Landeskultur durch die Konfrontation mit anderen Sitten, Gebräuchen und Mentalitäten voll bewusst – auch deshalb, weil ihnen ein immer größerer Teil der *autochthonen Eingeborenen* davon berichtet: von der eingetretenen größeren Lockerheit und Offenheit im Umgang miteinander, den sich verändert habenden, herzlicheren Begrüßungsritualen, der sichtbaren Tendenz zur Verlagerung des Lebens aus der guten Stube raus auf die Straße, der Bereiche-

rung der Esskultur u.v.m. – Deutschland ist, da besteht kein Zweifel, kosmopolitischer geworden, irgendwie bunter und besser gelaunt, und zurecht reklamieren immer mehr *fremdländisch*, *anders* aussehende Menschen, dazuzugehören und *deutsch* zu sein. Insbesondere die Nachkommen von Zuwanderern aus Südeuropa sind stolz auf die *Mediterranisierung* des allgemeinen Lebensgefühls, im Speziellen auf den Einfluss, den mediterrane Lebensart und Ästhetik seit Jahren im Bereich Mode und Design sowie innerhalb der Sphäre selbstinszenierter, jugendlicher Subkulturen und transurbaner Partyszenen ausüben (Römhild 2011). Selbiges gilt für *Orient-Deluxe*-Parties und die Reminiszenzen osteuropäischer oder (ost-)asiatischer Kulturfragmente sowie für die Klassiker unter den musikalisch-kulturellen Importschlagern nicht-europäischer Herkunft, die latein-amerikanischen Beiträge zum globalen Partyglück, die längst Eingang gefunden haben in die hybriden Stilmixturen und die transkulturellen Transiträume einer internationalen Independent-Szene.

Offensichtlich ist, dass diese Neuinterpretationen und Hybridisierungen einzelner kultureller Versatzstücke im Schmelztiegel transethnischer und global-postkolonialer (Jugend-)Kulturen zumeist nur noch wenig gemeinsam haben mit den ursprünglich von der Einwanderungsgeneration mitgebrachten *authentischen* kulturellen Inhalten (El-Tayeb 2004). Sie sind nicht simples Ergebnis einer nostalgischen Rückbesinnung auf das kulturelle Erbe oder Ausdruck verzweifelter Wiederbelebungsversuche zum Erhalt elterlicher Traditionen; ebenso wenig sind sie bloße Reproduktionen ethnisierender Zuschreibungen im Dienste der Klischeeerfüllung. Sie stellen vielmehr mehr oder weniger kreative Neuschöpfungen dar und zeugen von dem jugendlichem Bedürfnis nach Selbstermächtigung, Neuerfindung und generationseigener Abgrenzung vor dem Hintergrund des Wissens um die Bedeutung und Wirkung ethno-nationaler Ordnungsmuster für die Gesellschaft. Die Selbstinszenierung deutsch-türkischer Hip-Hop-Protagonisten und anatolisches Liedgut weisen nur noch wenige Gemeinsamkeiten auf, sind Lichtjahre voneinander entfernt (Çağlar 2001).

Dass die zunehmende Tendenz einer transnationalen und transkulturellen Verflechtung nicht ausschließlich auf jugendliche Szenekulturen beschränkt bleibt und sich keineswegs nur auf oberflächliche und schnelllebige Modetrends bezieht, sondern auch Einfluss nimmt auf intellektuelle Aktivitäten und hochkulturelle Produktionen, verrät ein Blick auf die zeitgenössische Kunst-, Musik-, Literatur- oder Filmszene (Ha 2014). Es sind u.a. die Filme von Fatih Akin oder Yilmaz Arslan und die Bücher von Wäis Kiani oder Wladimir Kaminer, mittels derer man genauso viel über Transkulturalität und postmigrantische Lebenswelten erfahren kann, wie aus der Lektüre sozial- und kulturwissenschaftlicher Abhandlungen.

4.3 Die Neuen Deutschen und das neue Deutschland – Standortbestimmung

Ein Resultat dieser Entwicklungen ist das mittlerweile gewachsene Selbstbewusstsein einer Gruppe, die zunehmend häufiger als die *Neuen Deutschen* bezeichnet werden. Insbe-

sondere für jenes Drittel von Postmigranten, die vom Mikrozensus als Menschen ohne eigene Migrationserfahrung geführt werden, sei – so Foroutan – Integration kein Diskussionskriterium ihrer Selbstbeschreibung. Sie fühlen sich angekommen in der Gesellschaft. Gemeinsam ist ihnen, dass sie die des Öfteren an sie gerichtete ethno-nationale Frage nach Herkunft und Zugehörigkeit bisweilen genervt, meist jedoch verständnisvoll lächelnd zurückweisen. Und dass sie sich mit dem ihnen eigenen transkulturellen Denken und ihren Visionen einer hybriden Lebensführung zunehmend einschalten in den gesellschaftlichen Diskurs und in die Gestaltung eines Landes, dessen Zukunft auch von ihrem innovativen Potential abhängen wird. Das Besondere und Emanzipatorische dieser Generation der *Neuen Deutschen* liege darin, dass sie »mit ihren eigenen Selbstentwürfen der Gesellschaft längst vorlebt, was die Öffentlichkeit noch diskutiert« (Foroutan 2010, S. 13).

Anknüpfend an die eingangs aufgeworfene diskursanalytische Frage der korrekten Bezeichnungspraxis ergibt sich für Foroutan auch hier ein Problem der Begriffsdefinition: Wer genau sind die *Neuen Deutschen*, wer gehört dazu (und wer nicht)? Die einfache Festlegung »deutsche Staatsbürgerschaft plus Migrationshintergrund« (vgl. Wunderlich 2005) erscheint insofern problematisch, als dadurch eine Unterscheidung vorgenommen wird zwischen denjenigen Personen mit Migrationshintergrund, die in Besitz der deutschen Staatsbürgerschaft sind (etwa die Hälfte) und denen, die keinen deutschen Pass besitzen. Das eigentliche Dilemma aber sieht Foroutan darin, dass die Verwendung des Ausdrucks *neu* implizit die Frage provoziere, wer denn die *alten* Deutschen seien. In der so geschaffenen Differenzmarkierung werde »die diskursive Trennungslinie zwischen multiethnischen und monoethnischen Bürgern Deutschlands reproduziert« (Foroutan 2010, S. 12) und diese diskursiv hervorgebrachte Trennung entlang ethnischer und nationaler Herkunftskriterien sei kulturalisierend und deshalb abzulehnen. Foroutan plädiert für einen alternativen Bedeutungshorizont durch Veränderung der Betrachtungsweise und Zuordnung des Begriffs des *Neuen Deutschen* zu einer bestimmten affirmativ-ideologischen Haltung und Einstellung, einschließlich des dazugehörigen Verständnisses von »Deutschland als Einwanderungsland, global player, politisch normativer Friedensakteur« (ebd.). Deutschsein ist fortan nicht mehr gebunden an phänotypische Merkmale, ethnische Herkunft, Genetik und Abstammung, sondern »Chiffre für die Zugehörigkeit zu einem gemeinsamen Land« (ebd., S. 14). Diskursanalytisch relevant werden diese Benennungspraktiken also mit Blick auf ihre soziale Wirkmächtigkeit und die von ihnen implizierten Ein- und Ausschlüsse.

5 Transkulturalität in der Kinder-/Jugendpsychiatrie, Psychologie und Pädagogik

Aus den vorangestellten Ausführungen zum Wandel des Kulturbegriffs, der theoretischen Auseinandersetzung mit Bedeutung und Inhalt von Transkulturalität und dem gewonnenen Einblick in postmigrantische Lebenswelten ergeben sich einige folgenreiche nachfolgend zu diskutierende Konsequenzen. Allein das Erkennen der faktisch gege-

benen, transnationalen und transethnischen Verfasstheit der postkolonial geprägten Einwanderungsgesellschaft sollte beim Leser die nötigen Anstrengungen provozieren, um hinsichtlich der mehrdimensionalen Bedeutung des Adjektivs *transkulturell* und der damit verbundenen Implikationen zu einem tieferen Verständnis vorzudringen. Es ist deutlich geworden, dass die Beschränkung auf ein einseitiges Sortierschema, welches Menschen nach ethno-nationalen Herkunftskriterien kategorisiert, angesichts der multiplen transnationalen und transkulturellen Verflechtungen nicht mehr trägt.

5.1 Ausblick: Allgemeine Implikationen des Transkulturalitätsparadigmas

Wie von Römhild (2007, 2011) und Welsch (1994, 2010) wiederholt hervorgehoben, führt speziell das Wissen um Hybridisierungsprozesse und *transethnische Amalgamierung*, wie sie besonders in den transnationalen Jugendbewegungen sichtbar werden, fast zwangsläufig zu einer Erweiterung des Begriffs *transkulturell*. Dessen Bedeutungshorizont erstreckt sich nicht mehr nur auf ethnische Transkulturalität, sondern viel allgemeiner auf die kulturelle Pluralität und heterogene Verfasstheit der Gesamtgesellschaft. Es werden also fortan auch die selbstproduzierten subkulturellen Identitäten und deren interne Differenzierungen im Binnenraum mitbetrachtet. Transkulturalität betrifft nicht nur die gesellschaftliche Makroebene, die heutigen Jugendlichen sind zunehmend *in sich* transkulturell (Welsch 2010). Insbesondere die jüngste Generation von Postmigranten zeichnet sich dadurch aus, dass sie erstens in verschiedene, in sich heterogene soziokulturelle und sozioökonomische Milieus differenziert ist, die quer zu den Herkunftsnationalitäten verlaufen, und zweitens dass sie im Alltag neue transethnische, subkulturelle Szenen mit jeweils eigenen inkorporierten Sinn- und Handlungsmustern, kulturellen Alltagsroutinen, Überzeugungen, Weltbildern, sozialen Umgangsformen und Ritualen entwickelt, welche sich dann nicht mehr ohne Weiteres zurückführen lassen auf eine Herkunftsgemeinschaft, weil sie ihrer Struktur nach bereits transnational und transkulturell hybridisiert sind – vgl. hierzu auch das Konzept der »Super-Diversity« (Vertovec 2007). Besonders deutlich zeigt sich dies in den grenzüberschreitenden Jugendbewegungen, in deren Kontext stets neuartige *trends & styles* geboren werden, die sich dann, meist unter dem Einfluss einer kommerziellen Musik- und Mode-Industrie, in urbanen Metropolen weiter ausdifferenzieren und alsdann auf die Gesellschaft als Ganzes zurückwirken.

Für Kinder- und Jugendpsychiater, Psychologen und Pädagogen sind die neu entstehenden transethnischen Milieus und Szenen samt ihrer hybriden kulturellen und sozialen Praktiken hoch relevant, denn die kulturelle Identitätsbildung ist eine der zentralen Entwicklungsaufgaben des Heranwachsenden. In den Gesprächen mit Jugendlichen und für deren Interaktion untereinander ist die Auseinandersetzung mit Szenekulturen, die sich nicht an die Grenzen der Nation (und deren vermeintliche *Leitkultur*) halten, ein ausgesprochen wichtiges Thema. Weil die Beschäftigung mit diesen Inhalten vor allem während der Adoleszenz immens großen Raum einnimmt und die Selbstkategorisierung – als *independent, emo, new waver, rocker, gothic, punk, hippie, hip-hop, raver, gamer, skater, straight edge, cosplayer, queer, visual kei* oder als schlichtweg *normal* – untrennbar

verwoben ist mit allgemeineren Fragen der Identitätsfindung, spielt die Kenntnis dieser jugendkulturellen Szenen für ein besseres Verständnis der Minderjährigen eine nicht unerhebliche Rolle – unabhängig davon, ob diese einen Migrationshintergrund haben oder nicht. Denn Transnationalität und Transkulturalität sind nicht zuletzt wegen dieser grenzüberschreitenden Jugendbewegungen längst nicht mehr nur an die biographische Erfahrung der Migration geknüpft.

Eine wichtige Herausforderung liegt darin, nicht selbst in die Falle der institutionalisierten Ethnisierung zu treten, d.h. darauf zu achten, sich bei der Formulierung wissenschaftlicher Fragestellung oder Beantwortung derselben nicht von einem ethnisierenden Blick und einem unreflektierten methodischem Nationalismus leiten und darüber in die Irre führen zu lassen (vgl. Beck 2004). Im Umkehrschluss bedeutet dies, das »Paradigma der kulturellen Differenz«, wie Sökefeld (2004) es nennt, immer wieder aufs Neue kritisch zu hinterfragen. Anstatt vermeintlich *kulturell* bedingte Unterschiede auf ethno-nationale Kausalitäten zurückzuführen, gilt es, deren häufig vorrangig *sozioökonomische* Bedingtheit zu erkennen (sog. »Unterschichtsparadigma« – vgl. KIGGS, Studie zur Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in Deutschland 2007; Deutscher Bundestag 2009).

5.2 Spezielle Anforderungen an transkulturelle Kinder- und Jugendpsychiatrie

Trotz all dieser im Zuge unserer bisherigen Überlegungen vorgenommenen Relativierungen der Auswirkung kultureller Differenz, kann und soll dieser Einflussfaktor und dessen grundsätzliche Bedeutung im Alltagsleben der Menschen natürlich nicht vollständig negiert werden. Es scheint jedoch notwendig, die Reduktion von Kultur auf einen ethno-nationalen Geltungsbereich zu hinterfragen und die entsprechenden begrifflichen Revisionen vorzunehmen. Gleichwohl gibt es eine Vielzahl von Fragen im Zusammenhang mit den unterschiedlichen, kulturabhängigen Sozialisationsbedingungen, unter denen ein Kind aufwächst und die das Denken und Handeln seiner Eltern oder sonstiger Erziehungspersonen so nachhaltig beeinflussen, dass es ein grober Fehler wäre, diese in der Behandlung von Familien mit Migrationshintergrund gänzlich zu übersehen oder in ihrer Bedeutung nicht genügend zu würdigen. Das Ausblenden (sozio-)kultureller Milieufaktoren einschließlich des religiösen Bezugssystems wäre unvereinbar mit einem Krankheitsverständnis, welches psychische Störungen als mehrdimensionale, multifaktoriell bedingte Prozesse versteht. In besonderer Weise gilt dies selbstverständlich für die angemessene Berücksichtigung etwaiger Traumatisierungen im Zusammenhang mit (Bürger-)Kriegserlebnissen, Verfolgung, Vertreibung und Flucht.

Neben den allgemein formulierten Aufgaben gibt es somit eine ganze Reihe spezifischer Anforderungen an die transkulturelle Kinder- und Jugendpsychiatrie und Pädagogische Psychologie. Die Aufgabenstellung ist dabei schon deshalb sehr komplex, weil die Grenzziehung zwischen *noch normalem* und *bereits pathologischem* Erleben und Verhalten nicht unabhängig ist von kulturellen Determinanten und kulturgebundenen Bewertungsmaßstäben. Interkulturelle Unterschiede finden sich bei den Krankheitskon-

zepten, speziell im Verständnis psychischer Erkrankungen (Schier 1992), und in kulturell differenten Ausdrucksformen (Assion 2005) oder Ausprägungen von Symptomen (Heise 2005). Als Beispiel sei die überdurchschnittliche Häufigkeit körperlicher Funktionsstörungen neurasthenisch-hypochondrischer Prägung und somatisierter depressiver Syndrome bei Migranten genannt. In Analogie dazu können die Anorexia und Bulimia nervosa als typische Erkrankungen der westlichen Industrienationen angeführt werden. Der Hinweis, dass das Diagnostisch-statistische Manual (DSM) der Amerikanischen Psychiatrischen Vereinigung auch in seiner aktuellsten Fassung (DSM-5) nicht als kultureutral gilt, erscheint angebracht (vgl. Calliess/Behrens 2011). Darüber hinaus gibt es große kulturabhängige Diskrepanzen hinsichtlich der Vorstellungen des richtigen Erziehungsverhaltens, der Eltern-Kind-Beziehung und der Aktivierung *nicht-westlicher* Bewältigungsstrategien im Krankheitsfall – z.B. Rückgriff auf innerfamiliäre Ressourcen – (Schepker et al. 2003), sowie grundsätzlich divergierende Lebenseinstellungen und religiöse oder sonstige weltanschauliche Überzeugungen.

Aus der eigenen beruflichen Erfahrung heraus wäre allen voran der kulturell und religiös stark beeinflusste Umgang mit dem Thema Sexualität in all seinen Facetten zu nennen. Ultrakonservative, allgemein sexualfeindliche Positionen oder die feindselige Ablehnung homosexueller Lebensformen finden sich aber keineswegs nur in Familien mit islamischer Religionszugehörigkeit, sondern auch in den Reihen streng gläubiger Christen und anderen Bekenntniskulturen. Selbiges gilt für Fragen der Emanzipation und gesellschaftlichen Stellung der Frau. Alle genannten Punkte sind für die Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie hoch relevant. Die vielfältigen Aspekte hier in Gänze zu beleuchten, würde den Rahmen sprengen. Wir verweisen auf die Standardwerke von Machleidt/Heinz (2011) und Schepker/Toker (2009). Darin wird auch der fachinterne Diskurs um den *Alpha-Bias* (Migrantenkinder sind anders als wir, man kann sie nicht verstehen und braucht Spezialisten) gegenüber dem *Beta-Bias* (alle Menschen sind in ihrer Entwicklung und ihrer Psychopathologie gleich) ausführlich erörtert. Wir vertreten die Auffassung, dass insbesondere die individuelle Psychodynamik psychischer Störungen nur im Kontext des jeweiligen kulturellen Kontextes verstanden werden kann – wobei letzterer als transkulturell verfasst zu verstehen ist.

Grundsätzlich ist festzuhalten: Ein der Transkulturalität verpflichtetes Denken jenseits der simplifizierenden Kategorisierung nach Kriterien der Ethnie und der Nation und das wissenschaftliche Bemühen darum, (trans-)kulturelle Überschneidungen und Eigenheiten aufzuspüren und diese ggf. als Kausalfaktoren zu identifizieren, schließen einander keinesfalls aus, stehen nicht im Widerspruch zueinander, sofern letzteres reflektiert erfolgt und die Erweiterung des Kulturbegriffs sowie nicht-ethnische migrations-spezifische Faktoren (sozioökonomische Aspekte, Marginalisierung, Notwendigkeit der neuen Identitätsbildung etc.) dabei berücksichtigt werden. Ein Halbwissen über Migration führt nicht weiter und wird den speziellen Anforderungen im Umgang mit psychisch kranken Migrantenkindern nicht gerecht.

Im Ergebnis der bisherigen Ausführungen kommen wir zu dem Schluss, dass ein im Feld der transkulturellen Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie tätiger Therapeut besondere Qualifikationen mitbringen muss. Es ist darauf hinzuwirken, dass der Erwerb

spezieller Kenntnisse auf dem Gebiet der Sozialanthropologie, Kulturwissenschaften und der transkulturellen Psychiatrie Eingang findet in die Aus- und Weiterbildungscurricula – eine Forderung, die nicht besonders neu, jedoch noch keineswegs befriedigend erfüllt ist (Stubbe 1995). Eine belastbare Bedarfsanalyse bezüglich der für eine ausreichende Versorgung zahlenmäßig vorzuhaltenden Therapeutenkapazitäten liegt nach unserem Kenntnisstand derzeit nicht vor; diesbezügliche Schätzungen beruhen auf der Bevölkerungsstatistik und dem prozentualen Anteil von Migrantenkinder an dem Inanspruchnahme-Gesamtklientel. In jedem Fall ist von einer deutlichen Unterversorgung bei gleichzeitig fortbestehenden Inanspruchnahme-Barrieren auszugehen (Scheper et al. 1999). Offen zutage getreten ist die defizitäre Versorgungssituation im Rahmen der sogenannten *Flüchtlingskrise* im Jahr 2015, als die unzureichende Vorbereitung der ambulanten und stationären Versorgungseinrichtungen auf die große Zahl von behandlungsbedürftigen Kindern und Jugendlichen besonders deutlich geworden ist.

5.3 Schlussfolgerungen und Fazit

Angesichts der Prognosen zur demographischen Entwicklung mit weiterer Zunahme des Anteils von Kindern mit Migrationshintergrund ist es erforderlich, dass sich auch diejenigen Psychotherapeuten mit dem Konzept Transkulturalität auseinandersetzen, die nicht explizit in Spezialsprechstunden für transkulturelle Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie beschäftigt sind. Ferner scheint es angebracht, für eine transkulturelle Selbstpositionierung und eine entsprechende Haltung innerhalb der Fachgesellschaften zu plädieren. Diese bezieht sich auf ein eindeutiges Bekenntnis zum Transkulturalitätsparadigma in seiner *deskriptiven* Funktion, zur Beschreibung des faktisch Gegebenen, wie auch in seiner *normativen* Funktion, zur Festlegung des anzustrebenden Ziels. Es geht darum, den Gedanken der Transkulturalität für die psychiatrisch-psychotherapeutische Praxis wie auch für die (sozial-) pädagogische Arbeit und weitere gesellschaftliche Handlungsfelder fruchtbar zu machen, und zwar im praktischen und operativen Sinne als Gesellschafts- und Erziehungskonzept (Gölich et al. 2006). Angesichts der neuen, durch die große Zahl von in Deutschland Schutzsuchenden entstandenen Herausforderungen erscheint dies wichtiger denn je – insbesondere in Anbetracht der veränderten, aus unserer Sicht bedenklichen (parteien-)politischen Situation im Lande.

Wichtig und hilfreich ist in dem Zusammenhang auch die Erkenntnis der eigenen kulturellen Formation als transkulturell und transnational, also die Reflexion der Tatsache, selbst durch vielfältige Einflüsse und unterschiedliche kulturelle Anteile geprägt worden zu sein – und zwar innerhalb einer postkolonial verfassten globalen Ordnung. Welsch (1994, 2010) verweist in diesem Kontext auf Zuckmayers Roman »Des Teufels General«. Er tut dies, um einen Beleg dafür zu liefern, wie sehr gerade die deutsche Kultur angesichts ihrer vielfältigen Verflechtungen und Beeinflussung durch andere europäische, ideen- und geistesgeschichtliche Strömungen als von Grund auf transkulturell verfasst zu begreifen ist. Das Bewusstsein der eigenen, kulturellen *patchwork*-Identität ist

Teil der vom Therapeuten oder Pädagogen geforderten transkulturellen Selbstpositionierung. Dieser muss imstande sein, die vermeintlichen Gegensätze der Eigenheit (des Eigenen) und des Andersseins (des Fremden) zu überwinden; er muss Selbstverständlichkeiten infrage stellen und die Alternativen des Eigenen und des Fremden in ihrer Verfasstheit als Mischung und Durchdringung zu denken vermögen. Nur unter diesen Voraussetzungen wird er die Idee der Transkulturalität glaubhaft vertreten können – und zwar sowohl innerhalb der therapeutischen Beziehung, im Kontakt mit (Post-)Migranten, als auch im öffentlichen Raum, in seiner Funktion als Repräsentant eines sozial- und gesellschaftspolitisch engagierten Berufsstandes und als Vorreiter eines modernen, der Verfasstheit unserer heutigen Gesellschaft angemessenen Kulturverständnisses.

Es ist ohne jede Frage so, dass ein Bekenntnis zur Transkulturalität auch ein politisches Bekenntnis darstellt, welches mit der Entscheidung einhergehen sollte, im gesellschaftlichen Diskurs eindeutige Stellung zu beziehen. Dies bedeutet, sich klar zu positionieren gegenüber Stammtischparolen zur *Deutschen Leitkultur*, Forderungen nach einem *Migrantenschlüssel* in Schulen oder sonstigen Formen der gesellschaftlichen Ausgrenzung, einschließlich der vorbeschriebenen Praktiken der Ethnisierung im Alltag oder anderen, weniger verdeckten Ausdrucksformen von (kulturellem) Rassismus. Die eingangs erwähnte Sarrazin-Debatte, der Aufstieg der *AfD*, der sogenannten *Pegida*-Bewegung und anderer rechtsgerichtet-nationalistischer, offen *fremden*-feindlicher Gruppierungen in vielen Staaten Europas liefern einen Beleg für die zyklische Wiederkehr der Thematik in Abhängigkeit von Konjunktur und tagespolitischen Beiträgen Einzelner. Sie zeigt auch die Empfänglichkeit weiter Teile der Bevölkerung für unverhohlenen rassistische Äußerungen, simplifizierende Erklärungen und rechtspopulistische Aufrufe zur Verteidigung des *Inländerprimats*, d.h. vermeintlich ererbter Vorrechte gegenüber dem Schreckgespenst angeblicher *Überfremdung* und *Parallelgesellschaften*.

Es dürfte klar sein, dass die Entschlossenheit, mit der sich der transkulturell Bekenkende gegen jegliche Form von Intoleranz stemmt, immer dieselbe ist, unabhängig davon, von wem sie ausgeht, gegen welche Minderheit oder Partialkultur sie sich richtet und auf welcher politischen, weltanschaulichen oder religiösen Grundlage sie beruht. Besorgniserregend ist der Zulauf, den nach wie vor rechtsextremistische Gruppierungen besonders unter Jugendlichen haben; selbiges gilt für die Faszination, die in den Augen einer wachsenden Zahl von jungen muslimischen (Post-)Migranten von islamistischen und salafistischen Gruppen ausgeht. Die Vielschichtigkeit von Gewaltphänomenen unter muslimischen Jugendlichen mit Migrationshintergrund bietet Anlass für gesonderte Untersuchungen (Toprak/Nowacki 2010).

Die kollektive Bereitschaft zu wechselseitiger Toleranz und Anerkennung unterschiedlicher Identitätsformen beeinflusst, neben anderen ideellen und materiellen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, das psychische Befinden eines jeden Einzelnen. Abgesehen von der Frage berufsethischer Verpflichtungen hinsichtlich einer angemessenen (nicht nur) medizinisch-psychologischen Versorgung von in Not geratenen Kindern und deren Familien sowie der Frage nach persönlicher Bereitschaft zur Übernahme staatsbürgerlicher Verantwortung berühren diese Punkte somit auch Überlegungen bezüglich präventiver Denk- und Handlungsansätze innerhalb der Kinder-/Jugendpsychia-

trie und pädagogischen Psychologie – vorrangig die Möglichkeiten einer *Verhältnis-Prävention*, also die versuchte Einflussnahme auf gegebene, sich negativ auswirkende Gesellschaftsbedingungen. So gesehen kann transkulturelles Denken, indem es auf Integration statt Ausgrenzung zielt, auch einen Beitrag zur Prävention leisten.

Unter all diesen Gesichtspunkten betrachtet ist Transkulturalität für Kinder-/Jugendpsychiater, -psychologen und Pädagogen also in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung:

- als bereits Realität gewordene, das Alltagsleben unserer Patienten bzw. Schüler (wie auch uns selbst) bestimmende, nicht zu verleugnende *gesellschaftliche Tatsache*,
- als große berufliche Herausforderung und mit Blick auf die vielen offenen Forschungsfragen als eine wichtige *Aufgabe (und zugleich Chance) für die Zukunft*,
- als Anlass für den Therapeuten/Pädagogen zur Reflexion der eigenen, hybriden kulturellen Identität (Mikroebene) und als implizite *Aufforderung zur Selbstpositionierung*, sowie
- als visionäres Erziehungs- und Gesellschaftskonzept (Makroebene) mit dem damit verbundenen gesellschaftspolitischen *Auftrag zur sukzessiven Umsetzung* desselben.

Literatur

- Ackermann, A. (2004): Das Eigene und das Fremde: Hybridität, Vielfalt und Kulturtransfers. In: F. Jaeger/Rüsen, J. (Hrsg.): Handbuch der Kulturwissenschaften, Band 3. Stuttgart und Weimar: Verlag J. B. Metzler, S. 139–154.
- Akyün, H. (2011): Was ist Heimat. In: Sezgin, H. (Hrsg.): Manifest der Vielen. Deutschland erfindet sich neu. Berlin: Blumenbar-Verlag, S. 313–320.
- Assion, H. J. (2005): Migration und psychische Krankheit. In: Assion, H. J. (Hrsg.): Migration und seelische Gesundheit. Heidelberg: Springer, S. 133–155.
- Ateş, S. (2007): Der Multikulti-Irrtum. Wie wir in Deutschland besser zusammenleben können. Berlin: Ullstein.
- Beck, Ulrich (2004): Der kosmopolitische Blick oder: Krieg ist Frieden. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bhabha, H. K. (1994): The Location of Culture. London: Psychology Press.
- Bhabha, H. K. (2006): Cultural diversity and cultural differences. In: Ashcroft, B./Griffiths, G./Tiffin, H. (Hrsg.). The Post-Colonial Studies Reader. 2nd edition. London und New York: Routledge, S. 155–157.
- Bota, A. /Pham, K./Topçu, Ö. (2012): Meine Heimat, keine Heimat. In: dies. (Hrsg.): Wir neuen Deutschen. Hamburg: Rowohlt, S. 49–59.
- Çağlar, A. (2001): Management kultureller Vielfalt. Deutsch-türkischer Hip-Hop, Rap und Türktop in Berlin. In: Hess, S./Lenz, R. (Hrsg.): Geschlecht und Globalisierung. Ein kulturwissenschaftlicher Streifzug durch transnationale Räume. Königsstein: Helmer, S. 221–241.
- Calliess, I. T./Behrens, K. (2011): Kultursensible Diagnostik und migrationspezifische Anamnese. In: Machleidt, W./Heinz, A. (Hrsg.): Praxis der interkulturellen Psychiatrie und Psychotherapie. München: Elsevier, S. 191–201.
- Deutscher Bundestag. 16. Wahlperiode (2009): Unterrichtung durch die Bundesregierung. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. 13. Kinder- und Jugendbericht. Drucksache 16/12860.
- El-Tayeb, F. (2004): Kanak-Attak! HipHop und (Anti-) Identitätsmodelle der ›zweiten Generation‹. In: Sökefeld, M. (Hrsg.): Jenseits des Paradigmas kultureller Differenz. Neue Perspektiven auf Einwanderer aus der Türkei in Deutschland. Bielefeld: transcript, 95–110.
- Foroutan, N. (2010): Neue Deutsche, Postmigranten und Bindungs-Identitäten. Wer gehört zum neuen Deutschland? In: APUZ – Aus Politik und Zeitgeschichte 46/47, S. 9–15.

- Freitag, C. M./Lenz, K./Lehmkuhl, U. (2000): Psychosoziale Belastung für Verhaltensauffälligkeiten bei Jugendlichen aus migrierten und deutschen Familien. In: Zeitschrift für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie 28, S. 93–103.
- Geertz, C. (1973): *The Interpretation of Cultures: Selected Essays*. New York: Basic Books.
- Göhlich, M./Leonhard, H.W./Liebau, E./Zirfas, J. (2006): *Transkulturalität und Pädagogik. Interdisziplinäre Annäherungen an ein kulturwissenschaftliches Konzept und seine pädagogische Relevanz*. Weinheim und München: Beltz Juventa.
- Ha, K. N. (2007): Postkoloniale Kritik und Migration – Eine Annäherung. In: ders. (Hrsg.): *re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland*. Münster: Unrast, S. 41–54.
- Ha, K. N. (2009): Deutsche Integrationspolitik als koloniale Praxis. In: Dietze, G./Brunner, C./Wenzel, E. (Hrsg.): *Kritik des Okzidentalismus. Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht*. Bielefeld: transcript, S. 137–150.
- Ha, K. N. (2014): Partizipation und Sichtbarkeit von MigrantInnen und Minderheiten in Kunst, Kultur und Medien siehe Internetseite Heinrich-Böll-Stiftung, www.migration-boell.de/web/diversity/48_1229.asp (Abruf 21.06.2015).
- Hall, S. (1994): Kulturelle Identität und Diaspora. In: Mehlem U. (Hrsg.): *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2*. Hamburg: Argument-Verlag, S. 26–43.
- Heise, T. (2005): Entwicklungsgeschichte der Transkulturellen Psychiatrie. In: Assion, H. J. (Hrsg.): *Migration und seelische Gesundheit*. Heidelberg: Springer, S. 47–58.
- Herder, J. G. (1989): Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. In: Bollacher, M. (Hrsg.): *Werkausgabe, Band 6*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hobsbawm, E./Ranger, T. (1983): *The Invention of Tradition*. New York: Cambridge University Press.
- Kämper, T. (2003): Über die Grenze 2: Eine Absage an den Integrationsimperativ. In: Bergmann, S./Römhild, R. (Hrsg.): *global heimat. Ethnografische Recherchen im transnationalen Frankfurt. Kultur-anthropologie Notizen*. Universität Frankfurt: Institut für Kulturanthropologie, S. 223–233.
- Kerner, I. (2011): *Postkoloniale Theorien zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- KIGGS (2007): Ergebnisse des Kinder- und Gesundheitssurveys. Bundesgesundheitsblatt. Band 50, Heft 5/6.
- Machleidt, W./Heinz, A. (Hrsg.) (2011): *Praxis der interkulturellen Psychiatrie und Psychotherapie*. München: Elsevier.
- Mau, S. (2007): *Transnationale Vergesellschaftung. Die Entgrenzung sozialer Lebenswelten*. Frankfurt und New York: Campus – zitiert nach Römhild, Regina (2011): *Transnationale Migration und soziokulturelle Transformation: Die Kosmopolitisierung der Gesellschaft*. In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.): *Dossier Transnationalismus & Migration*, S. 35–38.
- Mecheril, P./Teo, T. (1994): *Andere Deutsche*. Berlin: Dietz.
- Mignolo, W. (2011): *Epistemischer Ungehorsam: Rhetorik der Moderne, Logik der Kolonialität und Grammatik der Dekolonialität*. Wien: Turia + Kant.
- Römhild, R. (2007): *Fremdzuschreibungen – Selbstpositionierungen. Die Praxis der Ethnisierung im Alltag der Einwanderungsgesellschaft*. In: Schmidt-Lauber, B. (Hrsg.): *Ethnizität und Migration*. Berlin: Reimer, S. 157–177.
- Römhild, R. (2011): *Transnationale Migration und soziokulturelle Transformation: Die Kosmopolitisierung der Gesellschaft*. In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.): *Dossier Transnationalismus & Migration*. S. 35–38.
- Rommelspacher, B. (1995): *Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht*. Berlin: Orlanda.
- Schepker, R./Toker, M. (2009): *Transkulturelle Kinder- und Jugendpsychiatrie: Grundlagen und Praxis*. Berlin: MWV.
- Schepker, R./Toker, M./Eberding, A. (1999): *Inanspruchnahmebarrieren in der ambulanten psychosozialen Versorgung von türkeistämmigen Migrantenfamilien aus Sicht der Betroffenen*. In: *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie* 48, S. 664–676.

- Schepker, R./Toker, M./Eberding, A. (2003): Ergebnisse zur Prävention und Behandlung jugendpsychiatrischer Störungen in türkeistämmigen Zuwandererfamilien unter Berücksichtigung von Ressourcen und Risiken. In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 52, S. 689–706.
- Schier, E. (1992): Ethnomedizinische und transkulturell-psychiatrische Aspekte der Migration. In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 41, S. 345–350.
- Sökefeld, M. (2004): Jenseits des Paradigmas kultureller Differenz. Neue Perspektiven auf Einwanderer aus der Türkei in Deutschland. Bielefeld: transcript.
- Stubbe, H. (1995): Prolegomena zu einer Transkulturellen Kinderpsychotherapie. In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 44, S. 124–134.
- Thomas, A. (2003): Theoretische Grundlagen interkultureller Kommunikation und Kooperation. »Kultur und Kulturstandards«. In: Thomas, A./Kinast, E. U. (Hrsg.): Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation. Band 1. Grundlagen und Praxis. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, S. 19–31.
- Toprak, A./Nowacki, K. (2010): Bundesministerium FSFJ (Hrsg.): Gewaltphänomene bei muslimischen Jugendlichen mit Migrationshintergrund und Präventionsstrategien. www.bmfsfj.de/Redaktion-BMFSFJ/Abteilung2/Pdf-Anlagen/gewaltphaenomene-maennliche-muslimischen-jugendliche.proptery=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf (Abruf 21.06.2015).
- Vertovec, S (2007): New Complexities of Cohesion in Britain. Super-Diversity, Transnationalism and Civil-Integration, www.compas.ox.ac.uk/fileadmin/files/Publications/Reports/Vertovec%20-%20new_complexities_of_cohesion_in_britain.pdf (Abruf: 07.07.2015).
- Walzer, M. (1998): Über Toleranz: Von der Zivilisierung der Differenz. Hamburg: Rotbuch.
- Welsch, W. (1994): Transkulturalität – die veränderte Verfassung heutiger Kulturen. Ein Diskurs mit Johann Gottfried Herder. In: Via regia – Blätter für internationale kulturelle Kommunikation 20, S. 1–19.
- Welsch, W. (2010): Was ist eigentlich Transkulturalität? In: Darowska, L./Lüttenberg, T./Machold, C. (Hrsg.): Hochschule als transkultureller Raum? Kultur, Bildung und Differenz in der Universität. Bielefeld: transcript, S. 39–66.
- Wunderlich, T. (2005): Die neuen Deutschen – Subjektive Dimensionen des Einbürgerungsprozesses. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Zuckmayer, C.: Des Teufels General. In: ders., Werkausgabe in zehn Bänden, Band 8. Frankfurt am Main: Fischer, S. 93–231.

Anschriften:

Dr. Alexander Korte

Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie
Klinikum der Universität München (LMU)/
International Psychoanalytic University Berlin
Alexander.Korte@med.uni-muenchen.de

Dr. Elisabeth Lingenfelder,

Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie
Klinikum der Universität München (LMU)
Elisabeth.Lingenfelder@med.uni-muenchen.de

Dr. Borbala Balazs

Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie
Klinikum der Universität München (LMU)
Borbala.Balazs@med.uni-muenchen.de

Philipp Dreesen

Discursive Functions of [für + COLONIZED PEOPLE] in German Colonialism

Zusammenfassung: Der Beitrag untersucht die diskursiven Funktionen der Konstruktion [für + KOLONISIERT(E) MENSCH(EN)] anhand eines Korpus aus deutschen kolonialen Texten zwischen 1900 und 1920. Die Analyse von entsprechenden *für*-Präpositionalphrasen zeigt, dass diese bestimmte unidirektionale koloniale Relationen und Rollenzuschreibungen zwischen Kolonisierenden und Kolonisierten erzeugen und aufrechterhalten. Zudem ist es das Ziel des Artikels, auf Probleme der Anwendung deskriptiver grammatischer Kategorien (v. a. finaler, benefaktiver, repräsentativer, restriktiver Gebrauch von *für*) auf koloniale Diskursformationen hinzuweisen.

Schlagwörter: Diskurslinguistik, Postcolonial Language Studies, Kolonialismus, Beziehung, Präpositionalphrase, benefaktiv, repräsentativ, restriktiv

Abstract: This study examines the discursive functions of the construction [für + COLONIZED PEOPLE]. The corpus comprises German texts from the colonial era between the years 1900 and 1920. Looking at the use of such prepositional phrases, the text argues that the preposition *für* is crucial for creating and maintaining a specific relationship and semantic roles between colonizers and the colonized in a particular way. This study also aims to highlight problems by applying descriptive grammatical categories (especially final, benefactive, representative, and restrictive uses of *für*) for colonial discursive formations.

Keywords: discourse linguistics, (post-)colonial linguistics, colonialism, relation, prepositional phrase, benefactive, representative, restrictive

Introduction

Toward the end of German colonialism, Wilhelm Solf, Governor of Deutsch-Samoa and State Secretary in the Imperial Colonial Office (Reichskolonialamt) wrote the following in *Kolonialpolitik. Mein politisches Vermächtnis*:

(1) Wer nicht jahrelang unter den Eingeborenen gelebt und Anteil genommen hat an ihren Leiden und Freuden, wessen Herz nicht für sie schlägt und wer nicht das Gefühl der Nächstenliebe auch für tieferstehende, anders denkende und fühlende Menschen empfindet, der wird die Freudigkeit und Begeisterung nie verstehen, mit der der berufene Kolonisor und Missionar an seine Arbeit geht. (Solf 1919, p. 43)

(1') ›Who has not lived for years among the natives, not experienced their joys and sorrows, whose heart does not feel for them and whose neighborly love does not extend to such lower humans, to those who think and feel differently, will never understand the joy and the enthusiasm which inspire the honest colonizer and the missionary.‹¹

1 All colonial examples were translated by Anneliese Plogmann.

What is most irritating and vexing here is Solf's depth of benevolence toward colonized people. Against the backdrop of colonial oppression, Solf's position seems to contradict itself, or it is at least in need of explanation: on the one hand, colonialism is based on the racist belief in human inequality (*tieferstehende Menschen*), while on the other hand, Solf refers to humanity and Christianity (*Nächstenliebe*). This is in accordance with Warnke/Stolz (2013, p. 489) who describe German colonial statements that indicate a beneficial attitude towards the colonized as ›benevolent paternalism‹ (›benevolenter Paternalismus‹).² Such a statement raises a number of questions: What is Solf's argument based upon? Under which conditions does the statement not contradict itself? Is this Solf's personal perspective? According to a Foucauldian discourse linguistics, a speaker's intention and illocution (cf. Searle 1975) are not considered; however, the ›positivistic‹ description of what is said comes to the forefront (cf. Foucault 1969, p. 164 f.; cf. Warnke 2013). Therefore, the key question is, what kind of functions do these statements serve in the construction of a discursive formation (cf. Dreesen 2015, p. 59 f.). To discuss this question I will focus on the grammatical construction used by Solf:

(2a) wessen Herz nicht [für sie schlägt]

›whose heart does not feel for them‹

(2b) wer nicht das Gefühl der Nächstenliebe auch [für tieferstehende, anders denkende und fühlende Menschen empfindet]

›whose neighborly love does not extend to such lower humans, to those who think and feel differently‹³

As can be seen, the relationship between the voice of colonizers and the referred colonized people is expressed by using the German preposition *für* (›for‹). Through this study, I will specifically examine whether the uni-directional relationship between the colonizers and the colonized that is expressed through *für* is a common pattern in German colonial texts and what functions it may serve. My assumption is that Solf's statement from the de-jure end of the German colonial period is not personal, but discursive in nature. The preposition *für* is crucial for creating and maintaining this relationship in a certain way. The aims of this study are to describe the various types of *für* prepositional phrases (PPs, sing. PP) and to highlight the problems created in descriptive grammar by categorizing such types. I will argue that *für* PPs have discursive functions in speaking vaguely ›about‹, ›in benefit for‹, and ›instead of‹ the colonized. In particular, the question arises if a distinction between various kinds of final, benefactive, restrictive, and representative uses of *für* makes sense against the backdrop of colonialism.

2 Warnke/Stolz (2013, p. 490) point out that there is a lack in German linguistics regarding the concepts of colonial ›benevolent paternalism‹.

3 For this concern, the complex subject clause *Wer [...], [wessen], der [...]* can be ignored.

1 Problems of relations expressed by *für* in colonialism

Analyzing the PP *für* in colonial texts stresses principles of colonial ideology and their practices. First, colonialism does not simply divide the world in terms of ›us‹ and ›them‹, ›civilized humans‹ and ›savages‹, or ›North‹ and ›South‹. It must be considered that colonialism is based on an asymmetrical relationship (cf. Kohn 2012), that is, colonialism relates people, spaces, religions, cultures, etc. to one another. In brief, colonial thinking is a relationship of white *over* black, slaves *for* masters, Europe *ante* Africa etc. This happens not least based upon prepositions in use (*over*, *for*, *ante*). Prepositions relate constituents (subjects, objects, and adverbials), which – in this study – refer to colonizers and to colonized people, etc. It suggests that prepositions are important indications of relations, especially of uni-directional relationships. PPs can be attributed to semantic roles (agent and patient), and thereby implicitly evoke the image of a colonized people as more or less ›passive‹ (cf. Dreesen/Judkowiak 2011, pp. 13 ff.), ›lower‹, ›childish‹, ›without ability and temporal consciousness‹; in short, the colonized people are portrayed as implicitly ›prelogic‹ (›prälogisch«, Mbembe 2013/2015, p. 88). This leads to a second aspect: colonialism is a teleological ideology. The ›superior people‹ are to transform the colonized people according to the ideas of civilizing and proselytization. Therefore, the colonizers determine the relationship. This means that colonialism forces colonized people to integrate in already existing European discourses (such as economic, political, religious, and legal discourses) and their practices. From the colonizers' points of view, the lives of colonized people are subsumed under European categories. Integration and subsumption, therefore, maintains the European status quo, and thereby forces the colonized into discursive deviant roles. This can be described as a practice of ›othering‹ (Spivak 1985, pp. 132 ff.) within the ideology of civilizing/proselytizing.

Investigating the preposition *für* in colonial texts indicates at least three main problems within postcolonial studies. Firstly, the colonial texts, written by Germans *for* Germans, speak *about* the colonized. In general, there is a lack of colonized voices and communication between the colonizers and the colonized. Secondly, the practice of ›speaking about‹ is often very closely linked to the practice of ›speaking for‹ (cf. Alcoff 1991/1992, pp. 8 f.).⁴ Spivak asks *Can the Subaltern Speak?* and comes to the well-known conclusion that ›[t]he subaltern cannot speak‹ (1988, p. 308). From a linguistic perspective, ›speaking for‹ concerns pronouns (*she*, *we*, *our*), deixis, speaker-typology (cf. Goffman 1979), polyphonic structures (cf. Dreesen 2013), and prepositions. As will be shown in this study, ›speaking for‹ *für* expresses the relationship ›x instead of y‹ (see section 3.3). Thirdly, it raises the post-colonial question of ›how the third-world subject is represented within Western discourse‹ (Spivak 1988, p. 271) with a specific focus on political ›representation‹. One of the problems Spivak (cf. *ibid.*, p. 274) emphasizes is – in terms of grammar – verbal: German allows for the distinction between ›representation‹ in *vertreten* (›to (politically) represent‹) and *darstellen* (›to express/›to represent in words‹). This

4 This also raises discourse theoretical problems of relatively unbounded self, authorship, and voice (cf. Alcoff 1991/1992, p. 21; in contrast Trebilcot 1988, p. 1).

study focuses on the expression of representation as a function of language use. With the post-structuralistic »crisis of representation« (Alcoff 1991/1992, p. 9) in mind, this discourse-linguistic approach criticizes the idea of verbal signs as »representations of x« and understands verbal signs as parts of intertextual reference systems: discourses (cf. Spitzmüller/Warnke 2011, pp. 48 ff.); a meaning or function of a statement (*énoncé*, cf. Foucault 1969, pp. 105 ff.) depends on its discursive position related to other statements. At this point discourse analysis comes into play: How do statements in colonial texts use *für* in general to construct the concept of colonized people, and how is *für* used, particularly in descriptive grammar?

2 Compiling colonial *für* PPs

For this purpose, I focus on written texts from the German colonial era as discursive conditions that evoke and maintain colonial ideological statements. These discursive conditions and statements can be linguistically described as grammatical patterns. In the following, I will describe my approach to *für* PPs in a corpus-based manner.

2.1 Corpus

The BBDK (Bremisches Basiskorpus Deutscher Kolonialismus/Bremen Basic Corpus of German Colonialism) was compiled by Ingo H. Warnke and his research group. The corpus is specifically compiled for linguistic research in German colonialism (cf. Warnke/Schmidt-Brücken 2013). It consists of approximately 1,300,000 word tokens and 88,947 word types. The texts range from 1900 to 1920, the corpus does not include the first 16 years of de-jure German colonialism beginning in 1884, but contains text from the consolidation phase of German colonialism from 1900 until its de-jure end in 1919 (cf. *ibid.*, pp. 138 ff.).⁵ The current version of BBDK covers four domains of communication: (i) periodical mass media, (ii) encyclopaediae, (iii) political debates, and (iv) private texts. These domains consist of samples from (ad i) *Deutsch-Ostafrikanische Zeitung, Kolonie und Heimat [in Wort und Bild], Deutsche Kolonialzeitung*; (ad ii) *Deutsches Kolonial-Lexikon, Meyers Konversations-Lexikon, Encyklopädie der Rechtswissenschaft, Deutsches Kolonialrecht*; (ad iii) Reichstag speeches of the Sozialdemokraten (SPD), Deutsche Zentrums-partei (Zentrum), Nationalliberale Partei (NLP); (ad iv) letters, diaries, travelogues.

2.2 Search queries

Für PPs are thematically unspecified and semantically vague. The construction grammar (CxG) demonstrates on reasonable grounds the analysis of sentences as well as ellipses

5 The *Deutsches Kolonial-Lexikon* was published 1920.

(cf. Jacobs 2008, p. 14).⁶ Therefore, it seems reasonable not only to search for complete sentences but also for ellipses. The BBDK contains 7,854 word tokens of the type *für*. To limit the results for the purpose of this study, it is necessary to define an appropriate query pattern.⁷ Since I am assuming that *für* is often related to the colonized people in a specific way, the following »collostruction« (Stefanowitsch/Gries 2003) were drafted:

- (3a) PP → P + NP⁸
- (3b) PP[P_[P,für,acc] + NP N_[N, COLONIZED PEOPLE, acc]]

As Klein (2002, p. 173) describes, in German colonialism, colonized people are mostly referred to as *Eingeborene* (>indigenes<), *Schwarze* (>blacks<), *Neger* (>negroes<), sometimes *Farbige* (>colored people<), and *Primitive* (>primitives<). Therefore, I specify [COLONIZED PEOPLE] and replace this place-holder with the abovementioned colonial terms. This yields the following search patterns:

- (3c) PP[P_[P,für,acc] + NP N_[N, eingeboren*, acc]]
- (3c') PP[P_[P,für,acc] + NP N_[N, schwarz*, acc]]
- (3c'') PP[P_[P,für,acc] + NP N_[N, neger*, acc]]
- (3c''') PP[P_[P,für,acc] + NP N_[N, farbig*, acc]]
- (3c''''') PP[P_[P,für,acc] + NP N_[N, primitiv*, acc]]

By applying the queries (max. two tokens between P and NP), I obtained the following results (Table 1):

Preposition	Collocating expressions referring to COLONIZED PEOPLE	Absolute frequency
<i>für</i>	<i>eingeboren*</i>	86
	<i>schwarz*</i>	14
	<i>neger*</i>	14
	<i>farbig*</i>	36
	<i>primitiv*</i>	0
Total		150

Table 1: Results for the search query [für + COLONIZED PEOPLE]

6 For example, the elliptical headline *Das Strafrecht für die Farbigen* (>The criminal law for the colored<).
 7 I used AntConc 3.4.3.0, <http://www.laurenceanthony.net/software/antconc/> (accessed 28.05.2016).
 8 NP = nominal phrase; N = noun; acc = accusative; P = preposition.

Next, a second variety of search queries was drafted to compare the total number of results shown above with the collocation [für + COLONIZED PEOPLE] (*deutsch*/German, *weiß*/WHITE, and *europäisch*/European), taking the common terms as granted. Thus, the search patterns are revised as follows:

- (3d) PP[P_[P,für,acc] + NP N_[N,deutsch*,acc]]
 (3d') PP[P_[P,für,acc] + NP N_[N,weiß*,acc]]
 (3d'') PP[P_[P,für,acc] + NP N_[N,europä*,acc]]

By virtue of these search queries under the same conditions as above, I was able to locate PPs like *für uns Deutsche, für Weiße, für den europäischen Begriff* (excluded, for instance, *Europa*) (Table 2).

Preposition	Collocating expressions referring to COLONIZING PEOPLE	Absolute frequency
<i>für</i>	<i>deutsch*</i>	127
	<i>weiß*</i>	8
	<i>europä*</i>	26
Total		161

Table 2: Results for the search query [für + COLONIZING PEOPLE]

The comparison of total numbers in Table 1 (150) and Table 2 (161) shows that *für* PPs are approximately the same amount; *für* PPs are used for both groups. This immediately suggests that [für + PEOPLE] is not a colonial pattern that only serves the construction of concepts of the colonized. However, this also demonstrates that a quantitative analysis of this collocation is insufficient to provide answers to the question: Which discursive functions does [für + COLONIZED PEOPLE] have?

Returning to [für + COLONIZED PEOPLE], it is necessary to screen the results. The 150 PPs also include cases that are not gathered precisely, that is, do not correspond with the very interest in [für + COLONIZED PEOPLE]. For example, *hielt er es [...] nicht für gut, eingeborene Prediger heranzubilden* (>he did not consider it to be good to train indigenous preachers) does appear in the search results, and in *Prüfung für eine Eingeborensprache bestehen* (>to pass an exam in an indigenous language), the preposition does not relate to the NP referring to colonized people. Moreover, the total number includes double-counted PPs (for example, [*für die eingeborenen Schwarzen*]). Therefore, it is necessary to delete these obsolete data and the newly adjusted total number of [für + COLONIZED PEOPLE] becomes 116. Nevertheless, these PPs still form a heterogeneous group and must be subdivided into syntactical and semantic types as well as their discursive colonial functions for further differentiation.

3 Syntactic and functional grammatical analyses

The problem, once again, is the vague status of *für* PPs in the collocation [für + COLONIZED PEOPLE]. Structurally very similar, [für + COLONIZED PEOPLE] show differences in meaning and function that are difficult to ascertain. Despite the fact that applying grammatical categories to these statements could be problematic, a traditional and functional grammar approach is employed to discover the syntactical forms, semantics, and discursive functions of [für + COLONIZED PEOPLE]. This analysis uses a common differentiation of clauses (cf. Schierholz 2001) and the categorization of *für* according to Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997, pp. 2129 ff.), who provide a way of differentiating semantic functions of this ambiguous preposition. The grammatical approach of Zifonun/Hoffmann/Strecker has its limits (see below), however, it still offers the most adequate semantic categorization of German *für* PPs (cf. Schierholz 2001, p. 181) and is, for this purpose, better suited than the categories established by construction grammar (cf. Coleman 2010). I start with the more formal category (i. e., attribute and lexicalization) before turning to the less formal ones (i. e., final, representative, and restrictive) which bring these problems to light.

3.1 Attributes and lexicalization

A first formal distinction concerns the status of [für + COLONIZED PEOPLE] as an adverbial phrase, a prepositional attribute, and a prepositional object (Table 3). Temporal adverbial phrases (*für immer* (>for ever<)) or *wir verabreden uns für 8 Uhr* (>we arrange to meet at 8<)) are the only possible *für* adverbial phrases; they can easily be excluded because none of the 116 *für* PPs is an adverbial phrase. Second, the distinction between prepositional attribute and prepositional object (cf. Schierholz 2001, pp. 131 ff.) leads to the discursive status of [für + COLONIZED PEOPLE].

	Prepositional adverbials	Prepositional attributes	Prepositional objects
Absolute frequency	0	32	84
Total 116			

Table 3: Distinction of [für + COLONIZED PEOPLE] according to traditional grammar

Half of the PP attributes (16 out of 32) refer to (educational) institutions and law (Table 4), for example:

- (4a) An den Regierungsschulen [für Eingeborene] sind L.[ehrer] nur vereinzelt tätig, da der Unterricht der Mädchen meist den Missionsschulen überlassen wird. (Deutsches Kolonial-Lexikon, 1920. Leipzig, volume II, p. 448)
 ›Not many teachers are employed at the government's schools for the indigeneous. Most girls are being taught at the missions.‹
- (4b) Auch nach der Erfahrung angesehener Ostafrikakenner ist die religionslose Schule [für die Eingeborenenkinder] dazu angetan, den Mohammedanismus in diesen Gegenden zu fördern. (Zentrum, 13.03.1906, Protokolle des Reichstags, p. 1975)
 ›Many prominent experts on East Africa tend to consider secular schools for the natives as encouraging Mohammedanism in the regions.‹
- (4c) Strafverordnung [für die Eingeborenen] vom 21. Oktober 1888 erlassen worden, nach welcher die Strafjustiz von den Beamten der Gesellschaft ausgeübt wurde. (Florack, 1905, Die Schutzgebiete ihre Organisation in Verfassung und Verwaltung. Tübingen, p. 63)
 ›On October 21, 1888, a law was passed, according to which punishment against the natives was to be carried out by the Company's civil servants.‹
- (4d) § 43. Das Strafrecht [für die eingeborene Bevölkerung] (v. Holtzendorff, 1904, Encyklopädie der Rechtswissenschaft. Berlin, volume 2, p. 1134)
 ›§ 43. The criminal law of the native population‹

Domains	Example for prepositional attributes
Education	<i>Regierungsschulen [für Eingeborene]</i> ›government's schools for the natives‹
	<i>blühenden Gemeindeschule [für Eingeborene]</i> ›blooming parish school for natives‹
	<i>Institut [für eingeborene Gehilfen]</i> ›Institute for native assistants‹
	<i>religionslose Schule [für die Eingeborenenkinder]</i> ›secular schools for the native children‹
	<i>Handwerkerschulen [für die Eingeborenen]</i> ›craftsmen's school for the natives‹
	<i>Regierungsschule [für Schwarze]</i> ›government's schools for the blacks‹
	<i>Ackerbauschule [für Schwarze]</i> ›farming school for blacks‹

Law	Strafverordnung [für die Eingeborenen] vom 10. März 1890 ›On March 10, 1890, a law was passed, according to which punishment against the natives‹
	Strafverordnung [für die Eingeborenen] vom 21. Oktober 1888 ›On October 21, 1888, a law was passed, according to which punishment against the natives‹
	Strafrecht [für die eingeborene Bevölkerung] ›criminal law of the native population‹
	§ 28. Strafrecht [für die Farbigen] ›§ 28. The criminal law of the native population‹
	einheimischen Rechtssitten [für die farbige Bevölkerung] ›indigenous law customs for the colored population‹
	Justiz sowohl für die weiße als [für die farbige Bevölkerung] ›justice for the white as well as for the colored population‹
	Gerichtsorganisation [für Eingeborene] ›legislation for their indigenous population‹

Table 4: Examples of prepositional attributes in domains

Some of the prepositional attributes are part of structural and semantic stabilizations. By this I mean a conventional use of at least three tokens that become lexicalized (for lexicalization see Feilke 1996, pp. 186 f.). The stabilized PPs occur within the discourse as multi-word units like *x-Schule [für y]* (›x-school for y‹), *x-Recht [für y]* (›x-law for y‹), and also the institution name *Amerikanische Kolonisationsgesellschaft [für freie Neger]* (translation of *American Colonization Society*).⁹ Thus, the *für*-P-attribute terms in the domains of education and law are relatively stable. The other attributes relate to different issues, for instance, *die umfangreiche Einfuhr des Plattentabaks [für die Eingeborenen]* (›the high level imports of tobacco for the indigenous‹), *reicht seine Ernte zur Beköstigung [für seine eingeborenen Arbeiter]* (›his harvest is sufficient for feeding his native workers‹); *menschwürdige Existenz [für die Eingeborenen]* (›dignified life for the natives‹).

3.2 Semantic-functional analysis

Based on the *für*-categorization by Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997, pp. 2129 ff.), I proceeded to differentiate semantic functions within the corpus that can be distinguished as (i) final: (ia) sensu stricto, (ib) without mention of the goal, (ic) benefactive; (ii) representative: (iia) sensu stricto, (iib) standardized representative, (iic) representative in the sense of exchange; and (iii) restrictive (Table 5).

9 These stabilized units are close to attributes genitive (cf. Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997, p. 2130) like *Schule der Schwarzen*, *Strafrecht der Eingeborenen*.

No.	Type	Example
i	final:	
ia	sensu stricto	<i>Die Arbeiter demonstrieren für mehr Schutz.</i> ›The workers demonstrate in support of more safety at work.‹
ib	without mentioned goal	<i>Ich kaufe Orangensaft für das Frühstück.</i> ›I am buying orange juice for breakfast.‹
ic	benefactive	<i>Er kocht für seine Eltern.</i> ›He cooks for his parents.‹
ii	representative:	
iiia	sensu stricto	<i>Sie spricht für ihren Mandanten.</i> ›She speaks for her client.‹
iiib	standardized representative	<i>Für sein Alter ist er groß.</i> ›He is untypical tall for his age.‹
iiic	representative exchange	<i>Er wird für etwas bestraft.</i> ›He is punished for something.‹
iii	restrictive	<i>Das Haus ist für uns zu klein.</i> ›The house is too small for us.‹

Table 5: Für types and examples based on Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997, pp. 2129 ff.)

However, applying such categories leads to a number of problems (see below). First and foremost, like every linguistic classification, there is a gap between the categories' parameters and the ambiguous phrases found in discourses. Hence, it is far from clear how to establish a plain distinction between benefactive, restrictive, and representative semantics of *für* (cf. Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997, pp. 2132 f.). Nevertheless, applying these categories is a necessary step for answering the question regarding how [für + COLONIZED PEOPLE] work in colonial texts.

3.2.1 Final

Final: Sensu stricto and without mentioned goal

Once more, I begin with the most formal of the categories. Approximately 18 [für + COLONIZED PEOPLE] are used in a final sense (types ia and ib, see Table 5). With one exception (see below), all avoid to mention the goals of the PPs. This means that the basic goal is unmentioned, instead, a central aspect of the goal is mentioned (cf. Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997, p. 2130), that is,

(5a) Ich kaufe Orangensaft für das Frühstück.

›I am buying orange juice for breakfast.‹

(5b) Ich kaufe Orangensaft, um ihn (beim Frühstück) zu trinken.

›I am buying orange juice to drink it (at breakfast).‹

(5a) mentions a central aspect (*für das Frühstück*). (5b) shows the basic goal of the sentence (*zu trinken*). The following examples avoid the goals:

- (6a) [Für die Eingeborenen-Kultur] darf die nötige Belehrung nicht fehlen, damit die Leute solche Sachen bauen, an denen sie auch etwas verdienen können, und es muß durch Beschaffung von Verkehrswegen dafür gesorgt werden, daß ihre Erzeugnisse Absatz finden. (Deutsch-Ostafrikanische Zeitung, 17.10.1908, no. 80, p. 1)
 ›Native culture needs guidance and improvement so that goods may be produced which earn them money, and trade and traffic routes must be built so that such goods can be forwarded.‹
- (6b) [Für die Eingeborenen-Strafrechtspflege] in den afrikanischen Schutzgebieten wurde zunächst durch die Verfügung des Reichskanzlers vom 27. Februar 1896 die Verhängung von außerordentlichen Strafen, insbesondere von Verdachtstrafen, verboten und zugleich zwecks Herbeiführung von Geständnissen und Aussagen die Anwendung anderer als der in den deutschen Prozeßordnungen zugelassenen Maßnahmen untersagt. (v. Holtzendorff, F., 1904, Encyclopädie der Rechtswissenschaft. Berlin, volume 2, p. 1135)
 ›The German Imperial Chancellor's decree of February 27, 1896, prohibits exceptional punishment for suspected misdemeanors and crimes said to have been committed by natives in the African protectorates, for the purpose of extracting confessions and testimonials from the accused, by means other than permitted in Germany.‹
- (6c) Auf den Karolinen, Palau und Marianen ist eine Gerichtsorganisation [für Eingeborene] überhaupt noch nicht erfolgt. (Florack, F., 1905, Die Schutzgebiete, ihre Organisation in Verfassung und Verwaltung. Tübingen, p. 63)
 ›On Palau and on the Caroline and Marianas Islands, there exists as yet no special legislation for their indigenous population.‹
- (6d) In Samoa sind die Zustände, welche in Zeit des Protektorates der am Samoaabkommen beteiligten Mächte eingetreten waren, von dauernder Bedeutung [für die Eingeborenenengerichtbarkeit] geblieben. (v. Hoffmann, H., 1907, Deutsches Kolonialrecht. Leipzig, p. 105)
 ›On Samoa, the same conditions still pertain to legislation for the indigenous as during the period of the protectorate by the signatories of the Samoa Agreement.‹

The collocation [für + COLONIZED PEOPLE] in (6a) to (6d) could be converted in final phrases *um... zu...* (to):

- (6a) ?Um die Eingeborenen nicht in ihrer Kultur zu belassen, darf [...]
 (6b) Um die Eingeborenen dem Strafrecht zu unterstellen, wurde [...]
 (6c) [...] um die Streitfälle der Eingeborenen vor einem eigenen Gericht austragen zu können [...]
 (6d) ?[...] um den Gerichtsweg für Eingeborene zu erhalten [...]

The final phrases with goal mentioning (6a) to (6d) are more precise. Especially, (6a) shows the change from the vague aspect *Eingeborenen-Kultur* to a more-detailed goal. It

seems that there is no need to say what [*für die Eingeborenen-Kultur*] (›for the native culture‹) means as a goal. Likewise, there is not mention of what goal is established in *Eingeborenen-Strafrechtspflege* (›native judicature of criminal law‹), a *Gerichtsorganisation [für Eingeborene]* (›court organization for natives‹), and an *Eingeborenenengerichtsbarkeit* (›native jurisdiction‹). The unmentioned goals indicate common knowledge about colonialism and perhaps also ›colonial certainty‹ (cf. Warnke/Schmidt-Brücken 2011, pp. 35 ff.). In contrast, the sentence that is final by mentioning the goal is:

- (6e) Als ich mich nach langjähriger Überlegung zu dem Entschluß durchgekämpft hatte, nach Südwest zu gehen, konnte ich Grundregeln [für die Eingeborenenbehandlung] aufstellen und Gefechtsskizzen zeichnen. (Brockmann, C., 1912, Briefe eines deutschen Mädchens aus Südwest. Berlin, p. 115)
 ›When I, after years of deliberation, decided to go to Südwest, I could put into writing some basic rules for treating the natives, and I could draw and describe the goings-on on a battlefield.‹

The goal of *Grundregeln* (›basic rules‹) is *Eingeborenenbehandlung* (›treatment of the natives‹). As stated above, (6e) is the only exemption—interestingly a proposition that (seems to) protect the colonized against the colonizers’ actions. Nevertheless, does this suggest that the colonized benefit from this treatment?

Final: Benefactive

As far as I can deduce, school grammar, functional grammar, and construction grammar do not solve the problem of how to determine a benefactive (cf. Kittilä/Zúñiga 2010). »Just positing a benefactive thematic relation label would not be adequate as an account for all these uses of for«, warn van Valin/Lapolla in their analysis of benefactives (1999, p. 384; see below). The prototypical use of benefactives consists of ditransitive clauses and dative objects in German (cf. Coleman 2010, pp. 224 ff.). In general, *for/für* PPs can have a benefactive sense in English and in German.¹⁰

- (7) He cooks for his parents.
 ›Er kocht für seine Eltern.‹
- (8) Mittel für den Husten (Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997, p. 2131)
 ›remedy for cough‹
- (9) Sie hat sein Interesse für die Börse geweckt (adapted from Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997, p. 2132)
 ›She has sparked his interest in stocks‹

10 In English it is also possible to use a *for* PP to give a purpose:

(1a) They cried for help.

(1b) *Sie riefen für Hilfe.

(Cf. another perspective on the difference between the German *für* and English *for* as benefactives, Radden 1997, pp. 54 ff.).

For now, sentence (7) is a prototype of benefactive *für* PPs. Sentence (8) shows the ambiguity of *für* (meaning here ›gegen/›against‹), and the wide understanding of ›benefactive‹ is shown in (9). According to the prototype (7), (10a) and (10b) have a benefactive sense:

- (10a) In den größeren Ansiedlungen werden öffentliche Aborte [für Eingeborene] gebaut, in den Plantagen für die Arbeiter. (Deutsches Kolonial-Lexikon, 1920, Leipzig, volume 1, p. 2)
 ›In larger settlements, public lavatories are being built for the natives, and also in the plantation for their workers.‹
- (10b) Man hat die Sklaverei aufgehoben, ruhige, friedliche Zustände [für die zahlreiche Negerbevölkerung] geschaffen, die Wege geebnet für die Kultur. (NLP, 25.04.1904, Protokolle des Reichstags, p. 2396)
 ›Slavery has been abolished, and peaceful conditions have been created for the large negro population and for their cultures.‹

By substituting prepositions, the assumed benefactive sense of (10a) and (10b) becomes clear. Substituting *für* for *zugunsten* (›in favor of‹), leads to the following results:

- (10a) werden öffentliche Aborte zugunsten der Eingeborenen gebaut
 (10b) ruhige, friedliche Zustände zugunsten der zahlreichen Negerbevölkerung geschaffen

Furthermore, the analysis of *für*-P-attributes shows benefactive patterns with nouns, for example *Eintreten für* (›advocacy of‹), *Vorliebe für* (›preference for‹), and especially *Fürsorge für* (›caring for‹):

- (10c) Ich habe gar keinen Zweifel, daß der Herr Abgeordnete Roeren und seine Gewährsmänner vollkommen recht haben, wenn sie die Anschuldigungen, die von seiten jener Zeitung gegen die Missionare wegen ihres Eintretens [für die Eingeborenen] erhoben werden, mit aller Entschiedenheit zurückweisen. (SPD, 18.03.1905, Protokolle des Reichstags, p. 5391)
 ›I doubt not at all that deputy Roeren and his supporters are right when they reject forcefully the accusations made by that newspaper against the missionaries because of their taking sides with the natives.‹
- (10d) Ich selbst vertrete, bei einer großen Vorliebe [für unsere schwarzen Schutzbefohlenen], in ausgesprochenster [sic] Weise den Herrenstandpunkt, den wir Deutsche den Farbigen gegenüber unbedingt wahren müssen, ich halte es deshalb auch für wünschenswert, daß man dem Arbeitgeber etwas weitergehende Rechte einräumt, als er sie heutzutage besitzt. (Deutsche Kolonialzeitung, 17.10.1908, no. 42, p. 740)
 ›With the greatest sympathy for our black charges, my standpoint is that of a Master over the coloreds which we Germans have to insist upon by all means, and I consider it desirable therefore that an employer should have somewhat better rights than enjoyed at present.‹

- (10e) Die Fürsorge [für die schwarze Bevölkerung] lässt sich die Verwaltung in hohem Masse angelegen sein. (Kolonie und Heimat in Wort und Bild, 28.02.1909, p. 2)
 ›The administrators concern themselves extensively in favor of the black population.‹
- (10f) Dem Gouvernör [sic], wo er Abends vorher zu Gast war, hat er die Fürsorge [für die Eingeborenen] warm an's Herz gelegt. (Hellmann, G., Sonntag, den 1. Maerz [19]08. In: Küchler Williams, Chr. (ed.), 2013, Südwest ist und bleibt das Land der Überraschungen und Enttäuschungen. Die Tagebücher des Missionskaufmanns Gustav Hellmann und seiner Frau Elisabeth 1907–1923. Frankfurt am Main, Berlin, p. 67)
 ›As a dinner guest the previous evening, Hellmann warmly entreated the Governor to care for and look after the natives' welfare.‹
- (10g) Dann hat die Morogoro-Bahn größere Fürsorge [für die farbigen Fahrgäste] getroffen, und solche Anhäufungen, wie sie öfter in Tanga oder Muhesa zu sehen sind, wo die Eingeborenen wie [sic] verpackte Sardinen in den Wagen stehen müssen, kommen nicht vor. (Deutsch-Ostafrikanische Zeitung, 19.03.1908, no. 19, p. 2)
 ›The Morogoro rail company has introduced better conditions for colored passengers, and such crowds, as frequently seen in Tanga and Muhesa, where the natives have to stand and to squeeze into the wagons like sardines in a tin, are a thing of the past in Morogoro.‹

As can be seen, (10c) through (10g) are relatively stabilized patterns that consist of benefactive NPs and required *für* PPs. The fundamental problem of categorizing those examples as benefactives is the suggested beneficial intention or effect these sentences carry. Dative objects (*er kocht seinen Eltern das Essen*) (›he cooks for his parents‹), but also *für* PPs (*er kocht für seine Eltern*) (›dito‹) in German, are benefactive markers. However, »the dative object in the German construction can encode the maleficiary of an action as well« (Colleman 2010, p. 228; cf. Wegener 1985, p. 266):

- (11a) Sie haben ihm das Bier umgekippt. (Colleman 2010, p. 229)
 ›They tipped over the beer (on him).‹
- (11b) *Sie haben für ihn das Bier umgekippt.
 ›*They tipped over the beer for him.‹

Whereas (11a) shows that dative can encode the maleficiary, (11b) shows that *für* PPs cannot. Nonetheless, the consequence is not that [für + COLONIZED PEOPLE] cannot encode the opposite of benefactive. In the following, I shall explain how this concept works in colonial texts. This serves to show that, following Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997), the ›instead of‹-function of *für* PPs is part of the ›representative‹ function (see above type iia sensu stricto).

3.3 Representative use

Van Valin/Lapolla (1999, pp. 383 f.) discuss benefactive senses including (i) »plain benefactives« (*Rita sings for the students*) and (ii) »deputative benefactives« (*Pat stood in line for Kim*). (i) can be paraphrased as »the action of the actor provides them with amusement, enjoyment or other kind of benefit«, while in (ii) the actor do not, but »the actor did the action in place of the beneficiary« (384). This is similar to Milligan (1967, p. 102) who calls *für* in the »semantic area« ›in place of/instead of‹ a »substitution« (»Vertretung«), for example *sie spricht für ihren Mandanten* (›she speaks for her client‹). Thus, from the postcolonial perspective, the colonial logic is based on the assumption that the colonized do not know what is good for them – and that they do not know that they do not know. Therefore, the benefactive sense means two things at the same time (cf. Milligan 1967, p. 102). The pattern

- (12) $s_{\text{I}}[[\text{COLONIZING PEOPLE}_{\text{NP}}] [\text{DO}_{\text{VP}}] [\text{for COLONIZED PEOPLE}_{\text{PP}}]]$.
 says
 X do Y in favor of Z
 and
 X do Y instead of Z.

This implies two readings of [*für* + COLONIZED PEOPLE] in this function. In this way, the colonial text constructs colonized people as passive recipients, without arrangements and ideas. With that in mind, (10a) and (10b) show a different perspective:

- (10a) In den größeren Ansiedlungen werden öffentliche Aborte [*für Eingeborene*] gebaut, in den Plantagen für die Arbeiter. (Deutsches Kolonial-Lexikon, 1920. Leipzig, volume 1, p. 2)
 ›In larger settlements, public lavatories are being built for the natives, and also in the plantation for their workers.‹
- (10b) Man hat die Sklaverei aufgehoben, ruhige, friedliche Zustände [*für die zahlreiche Negerbevölkerung*] geschaffen, die Wege geebnet für die Kultur. (NLP, 25.04.1904, Protokolle des Reichstags, p. 2396)
 ›Slavery has been abolished, and peaceful conditions have been created for the large negro population and for their cultures.‹

The changes in the analysis lead to a different reading: (10a) *gebaut* [*für Eingeborene*] (›built for the natives‹) and (10b) *geschaffen* [*für die zahlreiche Negerbevölkerung*] (›created for the large negro population‹) can be understood in a final and/or in a representative sense. This means that the colonizers construct themselves as beneficial and active (agent) because they act instead of the colonized (patient). Even if the colonizers act for the benefit of the colonized, they *prevent* indigenous' activities.

Another representative type (iib) is ›standardized representative‹, which also deals with groups, however, with a standardized representative of a group:¹¹

11 There is no evidence of type iic (representative use of *für* PPs, cf. Reiter 1975, pp. 253 ff.) in the corpus.

- (13a) was für den Europäer unter Umständen sehr wenig Wert hat, hat [für den Eingeborenen] einen ganz ungeheuren Wert; (SPD, 14.06.1904, Protokolle des Reichstags, p. 3130)
 ›some items that may be of very little value to Europeans, may be immensely important to a native.‹
- (13b) Als Lohn erhielt er anfangs wöchentlich etwa 1 Mark 40 Pfennig, später noch etwas mehr, [für einen Neger] in unserer Gegend eine schöne Summe. (Wehrmeister, C., 1906, Vor dem Sturm. Eine Reise durch Deutsch-Ostafrika vor und bei dem Aufstande 1905. St. Ottilien, p. 71)
 ›Initially, their wages amounted to about 1 Mark 40 Pfennigs per week, a little more later, a pretty sum for a negro in our region.‹
- (13c) Auf Wunsch des Gouverneurs wird die Summe für Lazarett-Bedürfnisse herabgesetzt, und zwar um 32 000 M, da allgemein empfunden wird, daß 1,50 M täglich als Medizinbedarf [für einen Farbigen] etwas reichlich hoch gegriffen sei. (Deutsche Kolonialzeitung, 27.02.1909, no. 9, p. 146)
 ›At the Governor's request, the amount for hospital requirements has been reduced by 32,000 M, since it is generally thought that a daily 1.50 M for medicine for a colored person is rather much.‹

As can be seen in (13a), and also (13b) and (13c), distinct explicit or implicit comparisons between the colonizing and the colonized people are evident: A *für* PP constructs a standardized representative of a group and causes general statements about the colonized within colonial discourses (cf. Schmidt-Brücken 2015, p. 270).

The above-mentioned benefactive-and-instead-of-relation is only the first problem of applying ›benefactive‹ to colonial texts. A second problem concerns the circumstance that almost every colonial benefactive is also restrictive.

3.4 Restrictive use

Generally, restrictive phrases limit the meaning of a given proposition. A restrictive use of [für + COLONIZED PEOPLE] refer to a ›target group‹ (›Zielgruppe«, cf. Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997, p. 2132), i. e., the semantic role ›goal‹, for example, *Das Recht gilt für neue Verträge* (›The law applies to new contracts‹). Such uses of [für + COLONIZED PEOPLE] limit, extend, or differentiate the scope of the proposition. The category ›restrictive‹ allows to show the communicative distinction between colonizing and colonized people:

- (14a) Wenn man regelmäßig dem Satze begegnet, die Besteuerung in den Kolonien solle verschieden sein [für die Eingeborenen] und für die weiße Bevölkerung, so ist das nur als teilweise richtig anzuerkennen. (Deutsches Kolonial-Lexikon, 1920. Leipzig, volume 1, p. 515)

›If one is frequently being confronted with statements that, in the colonies, taxation between the native and the white populations should vary, that may be right in some cases, but cannot be generally accepted.‹

(14b) Sie unterscheidet Bestimmungen, die für jedermann, solche, die nur für Europäer, und solche, die nur [für Eingeborene] gelten. (v. Hoffmann, H., 1907, Deutsches Kolonialrecht. Leipzig, pp. 71 f.)

›It distinguishes between regulations for everyone and such for Europeans only and for the indigenous.‹

The *für* PPs in (14a) and (14b) are explicitly restrictive because on the one hand they refer to the target group ›colonizing people‹ (*für die weiße Bevölkerung, für Europäer*), and on the other hand, they refer to the target group ›colonized people‹ ([*für die Eingeborenen*], [*für Eingeborene*]). As a result (in 14a: taxation), these examples are hardly to parse as benefactives. However, there are statements that seem to have restrictive and benefactive functions at the same time; cf. once again the case (10a):

(10a) In den größeren Ansiedlungen werden öffentliche Aborte [für Eingeborene] gebaut, in den Plantagen für die Arbeiter. (Deutsches Kolonial-Lexikon, 1920. Leipzig, volume 1, p. 2)

›In larger settlements, public lavatories are being built for the natives, and also in the plantation for their workers.‹

The sentence above consists of two *für* PPs, each referring to a target group (group of colonizers and group of colonized). This causes the prototypical colonial distinction and therefore restricts the goal of both *für* PPs. Yet, laying the focus more on the final than on the restrictive use of [*für* + COLONIZED PEOPLE], the sentence seems to be benefactive.

4 Postcolonial perspectives and limitations of descriptive grammar

To summarize, there are grammatical reasons to believe that the following [*für* + COLONIZED PEOPLE] has a benefactive function:

(15) Ob es später möglich sein wird, sich in der Weise zu helfen, wie die Franzosen auf Madagaskar, wo [eine medizinische Schule für Eingeborene] errichtet worden ist, erscheint fraglich, denn wir haben in unseren Kolonien kaum geistig und kulturell so hochstehende Eingeborene wie sie die Howas, die herrschende Klasse auf Madagaskar, sind. (Kolonie und Heimat, 20.12.1907, p. 2)

›If it may in future be possible to solve the problem the way the French did on Madagascar, by setting up a medical school for teaching natives, must be questioned because we have in our colonies hardly any such intelligent and cultured local personalities as the Howa, the ruling class on the island.‹

In this benevolent interpretation, France established *eine medizinische Schule* [für [beneficiaries:] *Eingeborene*] (›a medical school for [beneficiaries:] teaching natives‹) in its colony. However, this is a European colonial point of view. From a postcolonial perspective, it is obvious that this [für + COLONIZED PEOPLE] has a restrictive function: The institution *medical school for the natives* restricts the colonized people's lives because they separate the colonized from the colonizers. This gives an indication of the practice of othering (cf. Spivak 1985, pp. 132 ff.). Moreover, [für + COLONIZED PEOPLE] is representative: The French colonizers established a medical school *instead* of the colonized. Thus, beneficial, restrictive, and representative uses of *für* maintain the image of the passive colonized. From a postcolonial perspective, all cases of [für + COLONIZED PEOPLE] in the corpus are restrictive insofar as they refer to the colonized people as a target group in contrast to the group of colonizers.

In conclusion, the present study demonstrates the limits of descriptive grammar and of purely quantitative approaches in discourse linguistics.¹² As has been shown, discourse-linguistic analyses of colonial texts require reflection on the speakers' perspectives, including location, voice (cf. Alcoff 1991/1992, p. 7, 15), and time. This raises important questions for postcolonial language studies in particular and for linguistics in general.

The most pressing question is whether it is necessary to consider polysemic *für* as a deviation and what the implicit standard or prototypical use should be based on. Three aspects of a possible answer come to mind. Firstly, poly-functional *für* in colonial texts indicates the order of the complex relationship between the colonizing and the colonized. Underlying this is an assumption about the underlying self-legitimizing reasons for using such a polysemic preposition to construct images of colonized people: Each of the benefactive, restrictive, and representative functions indicates specific colonial practices such as ›caring for‹, ›oppressing‹, and ›patronizing‹. Secondly, it could be possible that the-in some respects contradictory-circumstance of restrictive *and* benefactive colonial communication evokes a double bind effect by the colonized (cf. Fanon 1986, pp. 35 ff.). In psychology, double bind means a communicative dilemma evoked by unexpressed contradictions by the superior speaker (cf. Bateson/Jackson/Haley/Weakland 1956): If A says to B *Be yourself!*, B is inherently unable to fulfill the demand because some broader context (for instance, cooperation, hierarchic relationship between A and B) forbids it. Thirdly, the description of poly-functional/polysemic PPs above seems to fit with Said's idea of a contrapuntal reading of colonial texts (1993, pp. 66 f.).

What does the present study mean to linguistics today? As has been shown, it is not possible to apply current categories of functional grammar to analyses of 100-year-old-texts. The main problem of applying grammatical categories to colonialism has been caused by the standpoint *hinc et nunc*, meaning that descriptive grammars are written from a particular point of view (cf. Nagel 1986). The categories in grammar books depend on the analyzed texts (newspapers, advertising, novels) used to ascertain the claimed explanatory potential of grammar. Therefore, we need a more careful reflection of

12 For descriptive and critic in discourse linguistics see Reisigl/Warnke (2013).

categories and standards of linguistic methods (such as the analytical steps taken in data collecting, classifying, and analyzing). This implies that a grammatically orientated discourse analysis of colonial texts is not a description based on categories with a critical attitude, but rather a critical use of categories for description. Moreover, a bottom-up approach seems to be a much more adequate analysis strategy; this means developing, for instance, categories of PP derived from actual texts. From this point of view, there is still much that needs to be done for postcolonial discourse linguistics.

5 References

Sources

- Brockmann, C.: Briefe eines deutschen Mädchens aus Südwest. Berlin, 1920.
 Deutsche Kolonialzeitung. Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft. München, 1884–1943.
 Deutsches Kolonialhandbuch. Nach amtlichen Quellen bearbeitet von Dr. Rudolf Fitzner. Ergänzungsband. Berlin, 1896–1903.
 Deutsches Kolonial-Lexikon. Edited by Heinrich Schnee. 3 Volumes. Leipzig, 1920.
 Deutsch-Ostafrikanische Zeitung. Publikationsorgan der Wirtschaftlichen Vereinigung von Daresalam und Hinterland. Daressalam, 1899–1916.
 Florack, F., Die Schutzgebiete ihre Organisation in Verfassung und Verwaltung. Tübingen, 1905.
 Hellmann, G. = Tagebücher. In: Küchler Williams, Chr. (ed.), 2013, Südwest ist und bleibt das Land der Überraschungen und Enttäuschungen. Die Tagebücher des Missionskaufmanns Gustav Hellmann und seiner Frau Elisabeth 1907–1923. Frankfurt am Main, Berlin: Peter Lang.
 v. Holtzendorff, F.: Encyklopädie der Rechtswissenschaft. Bd. 2. Berlin, 1904.
 v. Hoffmann, H.: Deutsches Kolonialrecht. Leipzig, 1907.
 Kolonie und Heimat in Wort und Bild. Unabhängige koloniale Wochenschrift. Organ des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft. Berlin, 1907–1919.
 NLP, SPD, Zentrum = Koloniale Reichstagsreden. 3 Volumes. Berlin, 1902–1907.
 Solf, W.: Kolonialpolitik. Mein politisches Vermächtnis. Berlin, 1909.
 Wehrmeister, C.: Vor dem Sturm. Eine Reise durch Deutsch-Ostafrika vor und bei dem Aufstande 1905. St. Ottilien, 1906.

Literature

- Alcoff, L. (1991/1992): The Problem of Speaking for Others. In: *Cultural Critique* 20, pp. 5–32.
 Bateson, G./Jackson, D. D./Haley, J./Weakland, J. (1956): Towards a Theory of Schizophrenia. In: *Behavioral Science* 1, pp. 251–264.
 Coleman, T. (2010): The Benefactive Semantic Potential of ›Caused Reception‹ Constructions: A Case Study of English of English, German, French, and Dutch. In: Zúñiga, F./Kittilä, S. (eds.): *Benefactives and Malefactives. Typological Perspectives and Case Studies*. Amsterdam and Philadelphia: Benjamins (= *Typological Studies in Language* 92), pp. 224–243.
 Dreesen, Ph. (2013): Sprechen-für-andere. Eine Annäherung an den Akteur und seine Stimmen mittels Integration der Konzepte Footing und Polyphonie. In: Roth, K. S./ Spiegel, C. (eds.): *Angewandte Diskurslinguistik. Felder, Probleme, Perspektiven*. Berlin: Akademie Verlag (= *Diskursmuster – Discourse Patterns* 2), pp. 223–237.

- Dreesen, Ph. (2015): Diskursgrenzen. Typen und Funktionen sprachlichen Widerstands auf den Straßen der DDR. Berlin and Boston: de Gruyter (= Diskursmuster – Discourse Patterns 8).
- Dreesen, Ph./Judkowiak, J. (2011): Passiv im Osten, kollektiv schuldig und selbstverständlich in Europa – Kritik an deutschen und polnischen Schulbüchern des Faches Geschichte mittels kontrastiver Diskurslinguistik. In: Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur 1, pp. 1–31.
- Fanon, F. (1952/1982): *Black Skin, White Masks*. London: Pluto.
- Feilke, H. (1996): *Sprache als soziale Gestalt. Ausdruck, Prägung und die Ordnung der sprachlichen Topik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1969): *L'Archéologie du savoir*. Paris: Gallimard.
- Goffman, E. (1979): Footing. In: *Semiotica* 25, pp. 1–29.
- Jacobs, J. (2008): Wozu Konstruktionen? In: *Linguistische Berichte* 213, pp. 3–44.
- Kittilä, S./Zúñiga, F. (2010): Introduction. Benefaction and Malefaction from a Cross-Linguistic Perspective. In: Zúñiga, F./Kittilä, S. (eds.): *Benefactives and Malefactives: Typological Perspectives and Case Studies*. Amsterdam and Philadelphia: Benjamins, pp. 1–28.
- Klein, J. (2002): Topik und Frametheorie als argumentations- und begriffsgeschichtliche Instrumente, dargestellt am Kolonialdiskurs. In: Cherubim, D./Jakob, K./Linke, A. (eds.): *Neue deutsche Sprachgeschichte. Mentalitäts-, kultur- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge*. Berlin and New York: de Gruyter (= *Studia linguistica Germanica* 64), pp. 167–181.
- Kohn, M. (2012): Colonialism. <http://plato.stanford.edu/entries/colonialism/> (accessed 14.01.2015).
- Mbembe, Achille (2013/2015): *Kritik der schwarzen Vernunft*. Berlin: Suhrkamp.
- Milligan, T. R. (1967): German *für*: Some Lines and Segments in a Semantic Spectrum. In: Fowkes, R. A./Sander, V. (eds.): *Festschrift für A. G. Rose*. Reutlingen: Hutzler, pp. 97–108.
- Nagel, Th. (1986): *The View from Nowhere*. New York: Oxford University Press.
- Radden, G. (1997): Die Konzeptualisierung emotionaler Kausalität durch Präpositionalphrasen. In: Haumann, D./Schierholz, St. J. (eds.): *Lexikalische und grammatische Eigenschaften präpositionaler Elemente*. Tübingen: Niemeyer (= *Linguistische Arbeiten* 371), pp. 47–62.
- Reisigl, M./Warnke, I. H. (2013): Diskurslinguistik im Spannungsfeld von Deskription, Präskription und Kritik. Eine Einleitung. In: Meinhof, U./Reisigl, M./Warnke, I. H. (eds.): *Diskurslinguistik im Spannungsfeld von Deskription und Kritik*. Berlin: Akademie Verlag (= *Diskursmuster – Discourse Patterns* 1), pp. 7–35.
- Reiter, N. (1975): *Die Semantik deutscher und russischer Präpositionen*. Berlin and Wiesbaden: Harrasowitz (= *Veröffentlichungen der Abteilung für Slavische Sprachen und Literaturen des Osteuropa-Instituts (Slavisches Seminar) an der Freien Universität Berlin* 43).
- Said, E. W. (1993): *Culture and Imperialism*. London: Vintage.
- Schierholz, M. (2001): *Präpositionalattribute. Syntaktische und semantische Analysen*. Tübingen: Niemeyer (= *Linguistische Arbeiten* 447).
- Schmidt-Brücken, D. (2015): *Verallgemeinerung im Diskurs: Generische Wissensindizierung in kolonialem Sprachgebrauch*. Berlin and Boston: de Gruyter (= *Diskursmuster – Discourse Patterns* 9).
- Searle, J. R. (1975): *Indirect Speech Acts*. In: Cole, P./Morgan, J. L. (eds.): *Speech Acts*. New York and Boston: Academic, pp. 59–82.
- Spitzmüller, J./Warnke, I. H. (2011): *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin and New York: de Gruyter.
- Spivak, G. C. (1985): The Rani of Sirmur. In: Barker, F./Hulme, P./Iversen, M./Loxley, D. (eds.): *Europe and its Others. Proceedings of the Essex Conference on the Sociology of Literature July 1984*. Volume 1. Colchester: University of Essex, pp. 128–151.
- Spivak, G. C. (1988): Can the Subaltern Speak? In: Nelson, C./Grossberg, L. (eds.): *Marxism and the Interpretation of Culture*. Chicago: University of Illinois Press (= *Cultural identity studies* 18), pp. 271–313.
- Stefanowitsch, A./Gries, St. Th. (2003): Collostructions: Investigating the Interaction Between Words and Constructions. In: *International Journal of Corpus Linguistics* 8.2, pp. 209–143.

- Van Valin, R./Lapolla, R. (1999): *Syntax. Structure, Meaning and Function*. Cambridge: Cambridge University Press (= Cambridge Textbooks in Linguistics).
- Warnke, I. H. (2013): Diskurslinguistik und die wirklich gesagten Dinge – Konzepte, Bezüge und Empirie der transtextuellen Sprachanalyse. In: Felder, E. (ed.): *Faktizitätsherstellung in Diskursen. Die Macht des Deklarativen*. Berlin, New York: de Gruyter (= Sprache und Wissen 13), pp. 75–98.
- Warnke, I. H./Schmidt-Brücken, D. (2011): Koloniale Grammatiken und ihre Beispiele: Linguistischer Sprachgebrauch als Ausdruck von Gewissheiten. In: Stolz, T./Vossmann, C./ Dewein, B. (eds.): *Kolonialzeitliche Sprachforschung: Die Beschreibung afrikanischer und ozeanischer Sprachen zur Zeit der deutschen Kolonialherrschaft*. Berlin: Akademie (= Koloniale und Postkoloniale Linguistik/Colonial and Postcolonial Linguistics 1), pp. 31–53.
- Warnke, I. H./Schmidt-Brücken, D. (2013): Exemplarische Texte und beispielhafter Sprachgebrauch im deutschen Kolonialdiskurs: Zur Konzeption des Bremischen Basiskorpus Deutscher Kolonialismus (BBDK). In: Lück, Ch./Niehaus, M./Risthaus, P./Schneider, M. (eds.): *Archiv des Beispiels: Vorarbeiten und Überlegungen*. Zürich and Berlin: diaphanes, pp. 123–147.
- Warnke, I. H./Stolz, T. (2013): (Post)Colonial Linguistics, oder: Was ist das Koloniale an kolonial geprägten Diskursen? *Zeitschrift für Semiotik* 35, pp. 469–493.
- Wegener, H. (1985): In: *Zeitschrift [...]* Der Dativ im heutigen Deutsch. Tübingen: Narr (Studien zur deutschen Grammatik 28).
- Trebilcot, J. (1988): *Dyke Methods or Principles for the Discovery/Creation of the Withstanding*. In: *Hypatia* 3 (= Studien [...]), pp. 1–13.
- Zifonun, G./Hoffmann, L./Strecker, B. (1997): *Grammatik der deutschen Sprache. Volume 2*. Berlin: de Gruyter.

Anschrift:

Dr. Philipp Dreesen
Universität Bremen
Deutsche Sprachwissenschaft/Interdisziplinäre Linguistik
philipp.dreesen@uni-bremen.de



Stefan Müller / Janne Mende (Hrsg.)

Differenz und Identität

Konstellationen der Kritik

Gesellschaftsforschung und Kritik, 2016, 278 Seiten
broschiert, € 34,95 (44-3413); Auch als **E-Book** erhältlich

Die Bezugnahmen auf Differenz und Identität könnten unterschiedlicher kaum sein: Was den einen als Lösung erscheint, gilt den anderen als Problem: Soll Identität oder Differenz hervorgebracht, unterstützt, dekonstruiert oder kritisiert werden?



Inka Bormann / Thomas Brüsemeister / Sebastian Niedlich
(Hrsg.)

Transintentionalität im Bildungswesen

Institutionenforschung im Bildungsbereich
2016, 212 Seiten, broschiert, € 24,95 (44-3422)
Auch als **E-Book** erhältlich

Was lösen Programme im Bildungsbereich aus? Die Beiträge des Buches geben mit verschiedenen empirischen Beispielen, Methoden und Theorien Anstöße zur Erforschung von »Zielerreichung und Transintentionalität«.



Eva Barlösius

Soziologie des Essens

Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung
in die Ernährungsforschung

Grundlagentexte Soziologie, 3., durchgesehene Auflage 2016
334 Seiten, broschiert, € 24,95 (44-2618); Auch als **E-Book** erhältlich

Menschen müssen sich ernähren, aber das Was, Wie und Wann des Essens ist damit kaum vorherbestimmt. Die Soziologie des Essens führt umfassend und systematisch in das Thema ein, bietet Erklärungen und greift auf allgemeinere soziologische Theorien zurück, um das Sujet in größere gesellschaftliche Zusammenhänge einzubetten.

Zeitschrift für Diskursforschung

ZfD



Die Zeitschrift für Diskursforschung ist die erste Fachzeitschrift, die der anhaltenden Konjunktur von sozialwissenschaftlicher Diskursforschung im deutschsprachigen Raum Rechnung trägt. Als interdisziplinäres Forum für discourse studies wird sie theoretische, methodologisch-methodische und empirische Beiträge aus den Sozialwissenschaften und angrenzenden Disziplinen veröffentlichen.

Herausgeber: Reiner Keller, Werner Schneider, Willy Viehöver

Beirat: Johannes Angermüller, Andrea D. Bührmann, Rainer Diaz-Bone, Adele Clarke, Franz X. Eder, Ekkehard Felder, Herbert Gottweis (†), Fabian Kessl, Peter A. Kraus, Achim Landwehr, Thomas Lemke, Frank Nullmeier, Rolf Parr, Inga Truschkat, Ingo H. Warnke, Martin Wengeler, Ruth Wodak

Redaktion: Dr. Saša Bosančić, Universitätsstraße 10, 86159 Augsburg,
E-Mail: zfd@phil.uni-augsburg.de, Tel. 0821/598-4071, www.uni-augsburg.de/zfd

ZfD – Regeln für die Einreichung der Manuskripte: Die ZfD unterliegt einem doppelten anonymen peer-review-Verfahren. Manuskripte können in deutscher oder englischer Sprache eingereicht werden und sollten einen Gesamtumfang von 60000 Zeichen inklusive Leerzeichen nicht überschreiten. Jedem Artikel ist ein Abstract sowohl in deutscher und englischer Sprache (inklusive der Übersetzung des Titels) im Umfang von 600-800 Zeichen beizufügen sowie 6-8 Keywords in beiden Sprachen. Das Manuskript ist anonymisiert und entsprechend der formalstilistischen Hinweise der ZfD einzureichen. Alle Regeln zur Einreichung der Manuskripte finden Sie auf der Homepage www.uni-augsburg.de/zfd

Verlag: Julius Beltz GmbH & Co. KG, Beltz Juventa, Werderstr. 10, 69469 Weinheim

Anzeigen: Claudia Klinger, Julius Beltz GmbH & Co. KG, Postfach 100154, 69441 Weinheim,
Tel.: 0 62 01/60 07-386, Fax: 0 62 01/60 07-93 31, E-Mail: anzeigen@beltz.de

Fragen zum Abonnement: Beltz Medien-Service, Postfach 100565, D-69445 Weinheim,
Tel.: 0 62 01/60 07-330, Fax: 0 62 01/60 07-93 31, E-Mail: medienservice@beltz.de

Einzelheftbestellungen: Beltz Medien-Service bei Rhenus, D-86895 Landsberg,
Tel.: 0 81 91/9 70 00-622, Fax: 0 81 91/9 70 00-405, E-Mail: bestellung@beltz.de

Bezugsbedingungen: Jahresabonnement Euro 49,00, Studierende mit Studiennachweis Euro 35,00, Einzelheft Euro 29,95, jeweils zzgl. Versand. Der Gesamtbezugspreis (Abonnement zzgl. Versandkosten) ist preisgebunden. Jahresabonnement (3 Hefte). Das Kennenlernabo umfasst 2 Hefte zum Preis von Euro 29,95 inkl. Versand.

Abbestellungen spätestens 6 Wochen vor Jahresabbonnementsende.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Jahresregister finden Sie auf www.beltz.de

Printed in Germany
ISSN 2195-867X



Jürgen Raab / Reiner Keller (Hrsg.)

Wissensforschung – Forschungswissen

Beiträge und Debatten zum 1. Sektionskongress der Wissenssoziologie

2016, 934 Seiten, gebunden, € 58,- (44-3439)

Auch als **E-Book** erhältlich

Der Band präsentiert die Beiträge des Kongresses »Wissensforschung – Forschungswissen« der Sektion Wissenssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Damit bietet er einen umfassenden Einblick in die wissenssoziologische Forschung im deutschsprachigen Raum.



Claudia Equit / Axel Groenemeyer / Holger Schmidt (Hrsg.)

Situationen der Gewalt

2016, 410 Seiten, broschiert, € 39,95 (44-3339)

Auch als **E-Book** erhältlich

Gewalt als wissenschaftlicher Untersuchungsgegenstand hat eine lange Tradition. Dieser Band rückt den Fokus auf eine mikrosoziale Perspektive. Die vielfältigen mikroskopischen Betrachtungsmöglichkeiten konkreter Situationen ermöglichen detaillierte Analysen gewalttätig ausgetragener Konflikte.



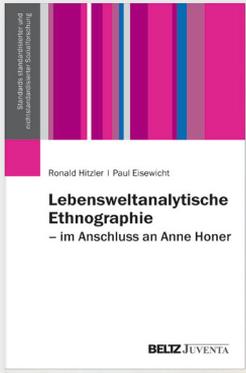
Nina Baur / Cristina Besio / Maria Norkus / Grit Petschick (Hrsg.)

Wissen – Organisation – Forschungspraxis

Der Makro-Meso-Mikro-Link in der Wissenschaft

Edition Soziologie, 2016, 754 Seiten, broschiert, € 44,95 (44-2730); Auch als **E-Book** erhältlich

Der Band fragt nach der Spezifität einzelner Dynamiken von Mikro-, Meso- und Makroprozessen in der heutigen Wissenschaft sowie nach ihren Verflechtungen, Wechselwirkungen und Unvereinbarkeiten.



Ronald Hitzler / Paul Eisewicht

Lebensweltanalytische Ethnographie

– Im Anschluss an Anne Honer

Standards standardisierter und nichtstandardisierter Sozialforschung
2016, 150 Seiten, broschiert, € 14,95 (44-3426); Auch als **E-Book** erhältlich

In diesem Buch werden die Standards lebensweltanalytischer Ethnographie im Anschluss an Anne Honer vorgestellt. Neben der Methodologie (Lebensweltanalyse, Ethnographie, Existenzielles Engagement) wird die Methodik (Beobachtung und Teilnahme, Passing, Interpretation und Phänomenologie) vorgestellt und bestimmte Anwendungsfelder beschrieben.



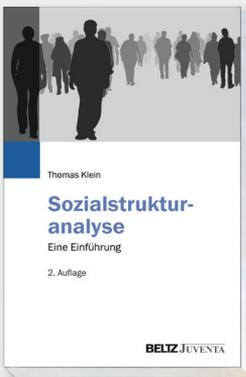
Nicole Burzan

Methodenplurale Forschung

Chancen und Probleme von Mixed Methods

Standards standardisierter und nichtstandardisierter Sozialforschung, 2016, 116
Seiten, broschiert, € 14,95 (44-3427-1); Auch als **E-Book** erhältlich

In diesem Buch gibt die Autorin einen Überblick über Hintergründe, Ziele und Strategien von Methodenverknüpfungen. Sowohl diejenigen LeserInnen die „Mixed Methods“- oder Triangulationsstudien in einem weiteren Zusammenhang verstehen und diskutieren als auch diejenigen, die selbst methodenplural forschen wollen, lernen den entsprechenden Forschungsprozess und seine Herausforderungen in kompakter Form kennen.



Thomas Klein

Sozialstrukturanalyse

Eine Einführung

2., überarbeitete Auflage 2016, 352 Seiten, broschiert, € 19,95
(44-3419); Auch als **E-Book** erhältlich

Das Buch bietet eine aktuelle Einführung in die Sozialstrukturanalyse: Die Beschreibung und Analyse sozialer Strukturen betrifft letztlich alle Teilbereiche der Gesellschaft. Erfasst werden insbesondere die demographische Entwicklung, Haushalts- und Familienstrukturen und die soziale Ungleichheit, speziell in Bezug auf Bildung, auf Erwerbstätigkeit und Beruf sowie auf die Einkommensverteilung und die Wohlstandsentwicklung.